ALFRED TSCHIMPKE

Die Gespenster-Division

ALFRED TSCHIMPKE

Die Gespenster-Division

Mit der
Panzerwaffe durch Belgien
und Frankreich



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

5. Auflage / 1942

Buchdruckerei der A. Laumann'schen Verlagsbuchhandlung, Dülmen i.W.

MEINEN
KOMPANIEKAMERADEN,
DIE DEN SOLDATENTOD
STARBEN

Zum Geleit

Panzer-Divisionen und Schnelle Truppen haben in Polen, in Belgien, Holland und Frankreich die ihnen zum erstenmal in der Kriegsgeschichte in diesem Umfang gestellte Aufgabe voll erfüllt, die darin bestand, rasches Handeln mit stärkster Durchschlagskraft zu vereinen. Sie haben den Gegner aufgespürt, ihn niedergekämpft, wo er Widerstand leistete, ihn verfolgt und vernichtet, wenn er flüchtete. Sie sind ihm immer auf den Fersen geblieben.

Panzer-Divisionen und Schnelle Truppen haben schwierigste Flußübergänge erzwungen, kühnste operative Bewegungen zur Vernichtung des Feindes durchgeführt und Vor allem breite Breschen in die feindlichen Fronten geschlagen. Diese Breschen zu erweitern, war Aufgabe der anderen Waffengattungen, vor allem auch der tapferen deutschen Infanterie.

Im Zusammenwirken aller Waffen und Wehrmachtteile wurden so innerhalb einer bis dahin nicht für möglich gehaltenen knappen Zeitspanne die großen Erfolge erkämpft.

Die ungestüme Schnelligkeit der siegreichen Durchbrüche bleibt das unvergängliche Verdienst der deutschen Panzerwaffe, der motorisierten Divisionen, ihrer Führer und Soldaten.

AHQu., Oktober 1940.

v. Kluge

Generalfeldmarschall.

Vorwort

Dieses Buch ist ein Erlebnisbuch. Es schildert den Durchbruch deutscher Panzer-Divisionen durch Belgien und Frankreich. Fünf Flüsse wurden überquert, breite Ströme, deren Namen jeder in der Schule lernt. Diesmal sahen sie nicht so harmlos aus wie auf den Landkarten in der Geographiestunde. Sie waren zu breiten Wallgräben vor tausendfach befestigten feindlichen Stellungen geworden.

Beides, die Wallgräben und die Festungen, konnte den deutschen Angreifer nicht aufhalten.

Die Maginotlinie wurde durchstoßen, dieses steingewordene Wunder Frankreichs. 60 Kilometer tief an einem Tage!

Der Lauf zur Küste begann, der zu einem Wettlauf wurde zwischen den deutschen Panzern und den Resten der englischen Divisionen.

Der Durchbruch der Division, der die Franzosen später den Namen „Gespenster-Division“ gaben, war schnell, hart, und er kostete Opfer. Aber er war kühn und sieghaft.

Die großen, strategischen Operationen zu schildern, war nicht meine Aufgabe.

Was dieses Buch bringt, sind Erlebnisse von einem, der mit dabeisein durfte.

Am Atlantik, im August 1940.

Alfred Tschimpke,
Oberleutnant.

AUFBRUCH

„In den Tagen vom 6. zum 7. Mai verstärkten sich besonders auch auf Grund mitgeteilter Telephonate, die zwischen London und Paris stattgefunden hatten, die Befürchtungen, daß nunmehr jeden Augenblick das Einrücken der sogenannten Alliierten in Holland und Belgien erwartet werden mußte.
Am Tage darauf – am 8. – gab ich deshalb den Befehl für den sofortigen Angriff am 10. Mai, 5.35 Uhr morgens.“

Der Führer in der Reichstagssitzung
am 19. Juli 1940.

Der Briefumschlag

Ein Wochentag wie alle anderen.

Am Morgen brachte die Ordonnanz ein paar Befehle. Üblicher Kompaniedienst, dann kurze Geländeübung. Nichts Welterschütterndes, wie alle Tage.

„Jung, den wievielten haben wir eigentlich heute?“

„Den 9. Mai, Herr Oberleutnant.“

Draußen scheint die Sonne. Eine wunderbare, warme Maiensonne. Im Garten blühen die Blumen. Kinder spielen unter einem Baldachin von Knospen.

Überall im weiten Deutschland werden sie so spielen, nicht nur in diesem freundlichen rheinischen Städtchen.

Tiefster Frieden, soweit man blickt, soweit man gefahren ist. In allen diesen Städtchen und Dörfern, diesseits und jenseits des großen deutschen Stromes, in allen Städten, an allen Strömen des weiten Reichsgebietes, auf dem Lande und in den Industriezentren machen sich in dieser frühen Morgenstunde die Menschen an die Arbeit.

Scharen gehen, Scharen kommen.

Für die einen ist ein fleißiger Werktag zu Ende. Für die anderen beginnt ein neuer.

Züge fahren, Maschinen hämmern. Arbeiter mit schwieligen, rauhen Händen und tätowierten Armen wuchten schwere Lasten aus den langen Kähnen. Hinter den Fensterreihen der großen Bürohäuser sind viele emsige Köpfe über ihre Bücher gebeugt.

Graue, braune, blonde Köpfe.

Die grauen mit spärlichem Haar an den Schläfen, scharfe Brillengläser auf den zerfurchten Gesichtern, voll gelassener Ruhe, unabgelenkt. Die braunen aber und die blonden...

Wohl hämmern fleißige Finger die Tasten der Schreibmaschinen, kratzen schnelle Federn über das linierte Papier der dicken Geschäftsbücher, aber dennoch geschieht es nicht so pausenlos, als daß nicht ab und zu Zeit übrig wäre, eine vorwitzige Welle aus dem dichten Haarschopf hinter das Ohr zu streichen oder eine Locke aus der Stirn zu pusten.

Und jetzt, mit einem Male, recken sie sich allesamt auf. Frohe, lachende, junge Gesichter hinter den Fensterscheiben. Fenster auf!

Da schallt es herauf, von unten, von der Straße her. Marschtritt. Links – zwei. Links – zwei. Ein Lied! Drei... vier...!

Soldaten sind Soldaten
in Worten und in Taten.
Sie kennen keine Lumperei
und sind nur einem Mädchen treu.
Valleri, vallera, Vallerallala, Rosemarie...!

Winken, Lächeln, Lachen. Verstohlene Augentelegraphie unten den Stahlhelmen hervor zu den braunen und blonden, den Mädchenköpfen in den offenen Fenstern. Heute abend...? Ja?... Is gemacht!

Die grauen Köpfe, pflichtbewußt und amtsstreng, wollen nichts bemerkt haben, aber als sie ihre Hauptbücher zum Tresor tragen, geschieht es unbewußt im Marschtritt, im Takt des Liedes von der Rosemarie.

Unten marschiert die Kompanie um die nächste Straßenecke. Tritt genagelter Stiefel auf dem Pflaster. Geruch von Leder und Schweiß. Bilder wie im Frieden.

Dabei haben wir seit acht Monaten Krieg und tragen seit nahezu einem Jahr wieder die feldgraue Uniform. Wir haben Polen hinter uns, und noch vor zwei Wochen lagen wir im Vorfeld des Westwalls, an der Quelle jener täglichen knappen OKW.-Mitteilung: „Im Westen geringe Späh- und Stoßtrupptätigkeit!" Wir wissen, was hinter jenen schmucklosen, knappen Worten steckt. Wir wissen, daß dort im Vorfeld jeden Tag und jede Nacht gekämpft, geblutet und gestorben wird. Und daß durch diesen Wall von Stahl und Beton, daß vor allem durch diese Mauer lebendigen, besten deutschen Soldatentums kein Franzmann oder Tommy eindringen wird, das ist in uns allen zu unerschütterlicher Gewißheit geworden.

Vor einem Monat begann das Skandinavienunternehmen. Einer von uns hatte das Glück, beim Beginn mit dabei zu sein. Einer! Was ist das für so viele, die möchten und nicht dürfen! Wir sind Soldaten, weil Krieg ist.

Der Westwall ist eine Verteidigungsstellung. Norwegen ist Tausende von Kilometern entfernt. Wann aber geht er endlich hier los, der Krieg, den keiner von uns wollte, aber auf den sie, da er nun einmal da ist, doch alle warten und um dessentwillen sie ihre heimatliche Arbeit und heimatliche Behaglichkeit verließen, all diese Männer in Feldgrau, diese Millionen deutscher Soldaten, mit diesen endlosen Zügen von Panzern, Geschützen, Maschinengewehren, diesen Stapeln von Handgranaten, diese gewaltigen Heeresgruppen und Armeen, landauf, landab, die ganze deutsche Grenze entlang, Divisionen und Regimenter, bis hinab zur Kompanie, unserer Kompanie!

Das Volk geht seiner Arbeit nach wie im Frieden. Kein Unterschied gegen früher. Der Gesundheitszustand ist sogar besser geworden. Seit es weniger Kaffee gibt, gibt es auch weniger Herzkranke.

Soldaten sind Soldaten
in Worten und in Taten...!

Aufhören!... Kompanie – halt!... Rechts – um!... Gewehr – ab!... Weggetreten!

Ein Wochentag wie alle anderen.

Die Gulaschkanone, seit dem frühen Morgen unter Dampf, gibt Essen aus.

„Mensch, Paul, die Blonde war pfundig! Heute abend machen wir einen Spaziergang zusammen... Weißt ja... zu zweien, im Maien...“

„Verkühl dir bloß nicht, Orje!“

„Keine Bange, wird schon warm werden!“

Tag ohne besondere Ereignisse. Nur ganz private Spähtrupptätigkeit gegen blonden Feind in Aussicht genommen.

Die Mittagsnachrichten des Rundfunks ohne aufregende Neuigkeiten. In die „Alte Post“, das Lokal an der Ecke – der Zeitspanne wegen, die zwischen Aufgabe und Erfüllung einer Bestellung geruhsam zu verstreichen pflegt, „Alte Feldpost“ genannt –, gehen die braven Bürger zur Einnahme ihres Mittagsmahles, dieselben Männer mit denselben Gesichtern, wie alle Tage.

Irgendwo soll Krieg sein. Leider nicht bei uns. Machen wir also weiter. Soldaten sind Soldaten. Der Führer wird schon wissen, wann, wo, wie. – Aber dann... aber dann, Junge, Junge, Poilu und Tommy, dann muß das Warten mit bezahlt werden.

Zweistündige Mittagsruhe. Die Sonne scheint. Es ist Mai. Knobeln wir einen aus! Wer den nächsten Urlaub bekommt. Drei Kameraden fahren heute abend. Ihr habt auch mehr Glück als Verstand! Aber einen ausgeben, das könnt ihr wenigstens!

Ein fremder Wagen kommt die steile Hauptstraße herauf. Man kennt sie schon am Motorengeräusch, die eigenen und die fremden Fahrzeuge. Der Wagen hält vor der Schreibstube. Ein bekannter Offizier steigt aus. Wir unterhalten uns.

Erste Frage: „Wie geht es euch?“

Zweite Frage: „Wann geht es los?“

Achselzucken.

Es ist 4 Uhr nachmittags. Die Urlauber machen schon ihre Koffer fertig. Um 8 Uhr fährt ihr Zug. Das Telephon in der Schreibstube klingelt. Es klingelt dauernd, den ganzen Tag. Der fremde Offizier wird am Apparat verlangt. Kurzes Jawohlsagen.

Hörer aufgelegt, 'raus in den Wagen, ab. Kaum ein Händedruck. Was ist los?

„Ich muß sofort zu meinem Regiment!“

„Nanu, was Besonderes?“

Keine Antwort mehr. Der Wagen ist schon 20 Meter weiter. Kein Winken. Komisch.

4.40 Uhr nachmittags. Neuer Anruf. Ein Offizier soll sofort zum Regiment kommen, eine Geheime Kommandosache abholen. Er schwingt sich im Augenblick in den Beiwagen eines Kraftrades und fährt los. Das Regiment liegt 20 Kilometer entfernt.

Vom Ordonnanzoffizier erhält er einen verschlossenen, dickbäuchigen Briefumschlag, gerade in dem Augenblick, als der Regimentskommandeur ins Zimmer tritt. Vorgeschriebene Meldung.

Der Oberst, einer dieser elastischen, schlanken Weltkriegsoffiziere, in deren Wesen sich Reife und Erfahrung des Feldsoldaten mit der sportlich aufgelockerten Haltung der Männer einer neuen Zeit vereinen, die so gar nichts Kommissiges mehr an sich haben, sondern in denen sich alte deutsche Offizierstradition und ein kameradschaftlich aufgeschlossener Lebenszuschnitt, wie ihn das Kampferlebnis der Männer im Braunhemd prägte, wunderbar die Waage halten, sieht den jungen Offizier für Augenblicke prüfend an.

„Sie fahren heute zur Panzer-Division. Sie wissen ja, wo sie liegt, und treffen am Abend dort ein...“ Und nach einem Augenblick des Zögerns: „...es handelt sich um eine Übung.“

Sie sehen sich eine Sekunde lang fest in die Augen, der ältere und der junge Offizier. Glimmt da nicht ein verborgenes Mehrwissen, etwas, was wohl erfühlt, aber nicht gesagt werden darf, das Geheimnis dieser nächsten Stunden, nur andeutungsweise, einen Herzschlag lang spürbar, in den Augenwinkeln des Älteren?

„Jawohl, eine Übung“, wiederholt der Jüngere mechanisch. Knapp und unsentimental ist die Sprache des Soldaten. Ein Befehl wird gegeben, man wiederholt ihn und führt ihn aus. Wenn der Oberst sagt, es handelt sich um eine Übung, dann ist das eben eine Übung. Zweifel gibt es da nicht. Eine eigene Ansicht zu haben, ist nicht immer erwünscht. Aber Gedanken sind zollfrei.

Und da Zoll und Grenze verwandte Begriffe sind, läßt der junge Offizier seinen Gedanken in dieser Richtung freien Lauf.

Hacken zusammen. Händedruck. Aufs Krad, den dickbauchigen Briefumschlag unterm Arm.

„Los, zur Kompanie zurück... Wir fahren zu einer Übung!“

Armer Orje, die blonde Maienmaid wird nun vergeblich warten.

Glücklicher Orje, wir fahren zu einer Übung.

Urlauber, packt eure Koffer in die Fahrzeuge, aber nicht ins Eisenbahnabteil. Es geht nicht heim zu Muttern, sondern zu einer Übung.

Übung macht den Meister.

Also doch kein Wochentag wie alle anderen, dieser 9. Mai 1940.

Und morgen ist Freitag. Glückstag sagen wir, Unglückstag die auf der anderen Seite. Beide haben recht. Als wir nach Polen marschierten – sind es Monate, Jahre oder Jahrzehnte her? – an jenem 1. September 1939, war es ein Freitag. Glückstag für uns, Unglückstag für die anderen.

So soll es auch weiterhin bleiben. Warum bandeln sie mit uns an!

Morgen ist Freitag. Ob wir marschieren? Richtig, ernsthaft, ernstfallmäßig?

5.35 Uhr

Wir marschieren.

Alle marschieren.

Auf allen Straßen, soweit das Auge blicken kann, Fahrzeug hinter Fahrzeug. Motorisierte Abteilungen auf geräuschvoll scheppernden Rädern, rötlich auf glühende Katzenaugen vor der Rohrmündung. Maschinengewehrbataillone, lautlos auf federnden Gummirädern, die Zwillingsläufe mit Zeltbahnen verdeckt, auf und nieder wippende Stahlhelme. Pferdebespannte Troßfahrzeuge, eines hinter dem anderen. Und dann die Infanterie. Mann hinter Mann, Reihe hinter Reihe. Endlose Kolonnen, schwer bepackt, schwitzend, auf der äußersten rechten Seite der Straße.

So fahren, rollen, marschieren sie dahin, auf allen Straßen, die zur Grenze führen. Daß es zur Grenze geht, wissen wir. Der dickbauchige Briefumschlag mit seinem noch dickeren Inhalt hat es verraten. Dazu die Karten, die man uns aushändigte. Wir marschieren.

Wieder enthüllt sich das Wunder dieses Aufmarsches vor unseren Augen. Viele Straßen führen dem Ziele zu. Ungezählte Regimenter, Abteilungen, Divisionen sind in diesen späten Nachmittagsstunden, die sich schon dem Abend zuneigen, unterwegs. Es kommt auf Minuten an, mitunter auf Sekunden. Eine falsche Zeitberechnung oder verkehrt angesetzte Marschgeschwindigkeiten könnten heillose Verwirrung anrichten. Aber es klappt. Was klappt nicht in dieser bis ins kleinste ausgeklügelten deutschen Generalstabsarbeit! Reibungslos fahren, rollen, marschieren Regimenter und Divisionen auf vorgesehenen Straßen dahin. Reibungslos geht das Überholen vonstatten, fädeln sich aus den Nebenstraßen dieses verästelten Verkehrsnetzes neue Kolonnen in den riesenlangen, feldgrauen Heerbann auf den Hauptstraßen ein.

Wie weiche, dunkle Seidentücher hat sich eine milde Maiennacht über das schweigende Land gebreitet.

Kein Laut ist zu hören, außer dem vereinzelten Wiehern eines Pferdes, das die bange, lastende Stille inmitten der überall vor sich gehenden unaufhörlichen Bewegung mitteilsam macht. Kein Laut, außer dem ruhelosen Rollen der Räder an Tausenden von Fahrzeugen. Kein menschlicher Laut.

Rote Straßenlaternen, zu ebener Erde aufgestellt, glühen winzig, mit nach unten gerichtetem Lichtschein. Er langt gerade, um das Richtungsschild zu erkennen. Alle Durchgangsstraßen tragen große Nummernschilder als Kennzeichen, geschickt, sichtbar und doch getarnt an den Straßenkreuzungen angebracht. In den größeren Dörfern und kleinen Städten regeln Polizeiposten und Posten des NSKK. den Verkehr.

Deutsche Organisationskunst feiert einen neuen schweigenden Triumph in dieser heimlich-unheimlichen Nacht voller wehrhaften Lebens. Ein Volk marschiert, und seine Gliederungen und die Organe des Staates sind an ihrer Stelle mit dabei. Denn Volk und Staat sind eins. Im Großen wie im Kleinen.

Die Vorstellung zwingt uns in ihren Bann, wie da irgendeiner irgendwo bloß auf den Knopf drückt, und alles setzt sich so automatisch und pausenlos in Bewegung wie die Schöpfeimer an einem Baggerwerk. Und immer wieder aufs neue trägt das laufende Band der Landstraße heran: Kolonne auf Kolonne, Kilometer um Kilometer.

Ab und zu halten die Fahrzeuge an der Spitze, weil für die von rechts oder die von links Vorfahrtserlaubnis gegeben wurde. Dann hält alles. Streichhölzer, tief und gebückt im Wageninnern angezündet, flammen kurz auf, um eine Zigarette oder eine Pfeife in Brand zu setzen. Signallampen mit grünem Licht werden sekundenlang hochgehalten. Es geht weiter.

Wie sagte der Oberst?... Es geht zu einer Übung. Und tatsächlich, wie bei einer Übung läuft friedensmäßig und exakt, ohne Störungen und Stockungen, das gewaltige Uhrwerk dieses riesenhaften Aufmarsches ab.

Unsere Gedanken gehen heimwärts, zu denen, um derentwillen in diesen Stunden, überall entlang der deutschen Grenze, Kolonnen, Regimenter, Divisionen marschieren, bis hinab zu

unserer Kompanie. Feldherren, Generale, Kommandeure, Offiziere und Männer. Tausende, Zehntausende von Männern jeglichen Alters, bis hinab zu deinem Vordermann und Nebenmann, bis zu dir und mir.

Sie werden zu Hause wie an allen Tagen um den Tisch herum sitzen, sie werden den Rundfunk angestellt haben und seinen Neuigkeiten lauschen. Wie unsere Gedanken zu ihnen, so werden die ihren zu uns wandern, über Länder und Landschaften hinweg, über Ströme und Gebirge. Bis zu uns.

Aber in dieser Nacht werden sie uns nicht finden. Sie werden haltmachen dort, wo sonst ihre Feldpostbriefe ankamen. Sie werden ein wenig unruhevoll nach dem Empfänger suchen. Aber daß der auf einer dieser langen und vielen Straßen in dieser Stunde der Grenze zu marschiert, eingegliedert in das geheimnisvolle System des großen wehrhaften Aufbruchs, das können sie nicht wissen noch erraten. – Aber das eine wissen sie, diese Mütter, die Frauen und Kinder, daß sie ruhig ihr Haupt auf das Lager legen dürfen, weil Blut von ihrem Blut draußen, an den Grenzen des großen Reiches, Wache hält. Und sie wissen, daß kein Feind jemals diese Grenzen überschreiten, geschweige denn in dieses Land eindringen wird, weil sie den Glauben haben und das Vertrauen zu den Männern in Feldgrau, zu dem Ganzen und damit zu sich selber. Und mögen sie auch nicht wissen und erraten, wo wir sind in dieser Nacht und daß sich in wenigen Stunden der flammendrote Vorhang auftun wird vor dem größten geschichtlichen Ereignis, das die Welt jemals erlebte: unsichtbare Wellen werden dennoch zu ihnen heranschwingen und auf ihnen unser Gruß und Handschlag.

Vor uns tanzt mit den Erschütterungen der Straße das winzige, rotglühende Katzenauge eines Pakgeschützes, in zwei Meter Abstand vor unserem Kühler. Es ist der beste Richtungsweiser, wenn es auch im gelben und braunen Dunst der aufgewirbelten Staubwolken oft nur zu ahnen ist. Kein Fahrzeug fährt mit Licht. Alles ist schwarz und nahezu unsichtbar, nur in den Umrissen dürftig zu erkennen.

Lange Fahrten in der Kolonne schläfern ein. Diesmal hält uns die Spannung wach. Es ist kühl geworden. Beim letzten technischen Halt haben wir unsere Mäntel angezogen.

Man sitzt, starrt und lauscht. Der Motor des Wagens brummt tief, kraftvoll und regelmäßig, wie am ersten Tage. Dabei hat er seitdem 15.000 Kilometer mehr hinter sich gebracht. 5.000 davon allein in Polen, auf Straßen, gegenüber denen ein deutscher Schuttabladeplatz glatt wie ein Reißbrett wirkt.

Das Katzenauge vor uns zittert und tänzelt.

Hinter solch einem Pakgeschütz mit rotem Polyphemauge fuhren wir auch damals, am zweiten Tage des Polenkrieges, mitten hinein in den Korridor, bis Panzer und Pak kehrtmachten. Wir aber fuhren auf eigene Faust weiter, und als erste deutsche Soldaten platzten wir so in den sonntäglichen Vormittagsfrieden der verdutzten, dann freudig überraschten Danziger Deutschen mitten hinein.

Es ist der gleiche Wagen wie damals, und auch der Fahrer einer von denen, die mit dabei waren. Wir haben manche Nacht miteinander durchfahren, am Steuer abwechselnd der eine und der andere. Wir haben manche Nacht miteinander durchwacht, den Kopf weggenommen oder draufgehalten, wie es jeweils die Lage verlangte. Wir haben aus dem Vollen gelebt, wenn wir viel hatten. Aber wir haben auch oft genug die letzte Zigarette gemeinsam, jeder die Hälfte, geraucht. Wir kennen einander, vertrauen einander. Und das ist das Beste. Führer, Fahrer, Motor sind eine Einheit. Sie hat gehalten, und so wird es auch diesmal nicht schief gehen.

„Sie melden sich heute abend bei der Panzer-Division“, hatte der Oberst beim Aufbruch gesagt. Jetzt ist es Nacht, und wir sind noch immer auf der Suche nach der Division. Sie hat schon ihren Gefechtsstand bezogen, der irgendwo hart an der Grenze liegen soll. In den Geschäftszimmern der Regimenter, die wir an den altbekannten Stätten aufsuchen, wird uns der gleiche Bescheid. Die Räume, in denen Tag für Tag und Nacht für Nacht regstes Leben herrschte, mit all seiner vielen Kleinarbeit, die nun einmal die Führung und Verwaltung auch einer in Ruhe liegenden Truppe bereitet, ja auch mit jenem Papierkrieg, den die Adjutanten verwünschen und dem sie ihre sechs ersten grauen Haare zuschreiben, all diese geschäftigen Räume sind verwaist. Nur ein paar kabinenkoffergroße Holzkisten stehen vereinsamt da. Ihr Inhalt sind Listen, Aufstellungen, Bestandsnachweisungen...

Schlachtopfer des Papierkrieges, von keinem beweint. Denn jetzt hat sich die harte Welt der Tatsachen wieder aufgetan. Jetzt wird bald wieder mit Blut geschrieben, die Spalten der vielen Listen werden zu Gräben, und was jetzt eingetragen wird, das gräbt sich ehern in Leiber und Land, in die Herzen und in die Geschichte. Da hat Papier keinen Bestand.

Je näher wir der Grenze kommen, desto vereinsamter sind die Straßen in den kleinen Städten, die wir durchfahren. In den Dörfern schlafen die Menschen längst.

Als wir abrückten, als überall Männer und Fahrzeuge sich zu ihren befohlenen Alarmplätzen begaben, standen sie begeistert dabei, drückten die Hände, verschenkten Blumen aus vollen Armen. Kleine Jungen trugen den Tornister „ihres" Soldaten, der vielleicht wochenlang bei ihnen im Quartier gelegen hatte. In den Gasthäusern gab es den Abschiedstrunk, den letzten wohlgemeinten Ratschlag, einen freundschaftlichen Klaps auf die Schultern: „Mach's gut, alter Junge!" Dabei wußte keiner worum es sich wirklich handelte, und ob es jetzt tatsächlich richtig und wahrhaftig losginge. Nur die Spannung vor etwas Besonderem, einem großen Ereignis, ja, die lag freilich in der Luft. Immerhin, wer wußte es wirklich genau, ob das Ganze nicht auf ein großes Täuschungsmanöver, auf eine grandiose Kriegslist hinauslief?!

Der Morgen dämmert erst fahl und unscheinbar, dann schmückt er sich frühlingshaft zu buntem Farbenspiel.

Die grauen Kolonnen fahren noch immer. Uniformen und Gesichter sind verstaubt und verkrustet, aber die Augen begrüßen den jungen Tag.

Es ist der 10. Mai 1940. Ein Freitag. Glückstag.

Wir fahren durch dichte Wälder hart an der Grenze. Bis zu unserem Ziel sind es noch zwölf Kilometer. Ein Blick auf die Karte erweist es.

Das Tempo wird immer langsamer. Hier im Aufmarschgebiet und Bereitstellungsraum drängen sich die Massen. Geschütze aller Kaliber werden von den Kanonieren die steilen Straßen emporgewuchtet. Auf freiem Feld und in den weiten Lichtungen der Wälder sind Flakgeschütze in Stellung gebracht. Fröstelnd, in ihre Mäntel gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, stehen die Kanoniere daneben. Es sind die gleichen Eindrücke wie damals,

als wir am 1. September 1939 im Morgengrauen bei Ziskau über die Grenze marschierten, hinein nach Polen, hinein in deutsches Land, das ein papierenes Diktat polnisch gemacht hatte. Es sind die ewig gleichen Eindrücke zu Beginn eines kriegerischen Unternehmens, an seinem ersten Tage, noch vor seiner ersten Stunde. Es ist ein Tag wie die anderen. Die Sonne scheint. Die Felder ziehen sich rechts und links der Straße entlang. Ruhig atmet die taufrische Erde.

Und doch ist es anders. Denn drüben, jenseits der Grenze, liegt die Landschaft genau so ruhig und friedlich da wie hier. Kein Laut, keine Bewegung. Und dennoch werden hundert Augenpaare geduckt hinter Baumstämmen hervorspähen, werden die Finger sich schon um den Abzug krümmen, werden Geschützrohre auf uns gerichtet sein, wird es losprasseln, von allen Seiten und aus allen Hinterhalten.

Die Erde atmet ruhig. Ruhig atmen auch die Männer, die in Reihe im Schatten einer Hauswand stehen. Verstohlen ziehen sie aus der hohlen Hand an der letzten Zigarette. Maschinengewehre und Maschinenpistolen hängen schußbereit über der Schulter. In den Stiefelschäften und im Koppel stecken die Handgranaten.

Jedem liegt die große Spannung im Blut, an keinem ist sie sichtbar.

Der junge Leutnant, der, etwas seitab von ihnen am Rande des Straßengrabens steht, hat den Blick auf seine Armbanduhr gerichtet.

Jetzt läßt er den Arm sinken. Zwei knappe Worte, halblaut gesprochen: „Fertig...! – Marrsch...!“ Die Zigarettenstummel fliegen in den Graben, der Hintermann tritt sie aus. Die ersten Stoßtrupps sind abmarschiert, in Reihe, mit fünf Meter Abstand. Kein Schuß, kein Artilleriefeuer, kein menschlicher Laut außer diesen beiden Worten: Fertig... Marsch.

Die Spannung des Ungewissen ist gewichen. Jeder ist nur noch Auge und Ohr. Im linken Straßengraben geht der eine Stoßtrupp vor, im rechten der andere. Vor uns welliges, grünes Wiesengelände, rechts Wald. Links unten im Wiesengrunde zwei, drei vereinzelte Häuser. Aber die liegen schon jenseits der Grenze.

Auf der schmalen Straße die erste Sperre. Umgestürzte Bäume, verklammert, verdrahtet. Vorsichtig wird sie umgangen. Jetzt sind wir in Feindesland. Die Grenze ist überschritten. Das Schicksal, das zum künftigen Schicksal für unseren Erdteil, für die Welt werden wird, hat seinen Lauf genommen. Der deutsche Angriff ist im Rollen, hier wie überall an den westlichen Grenzen.

Wir sehen auf die Uhr. Es ist auf die Sekunde genau 5.35 Uhr.

Die erste Welle

Die schwarz-gelb-roten Grenzpfähle liegen nun schon seit nahezu zwei Stunden hinter uns.

Hinter den Bergen im Osten ist die glutrote Scheibe der aufgehenden Sonne immer höher emporgestiegen. Es ist warm geworden. In großer Höhe, dem bloßen Auge kaum sichtbar, sind die ersten Geschwader unserer pfeilschnellen Flugzeuge über uns hinweggebraust, hinein in das feindliche Land, tief hinein. In immer neuen Wellen fliegen sie heran. Weiß blinken die schnittigen Maschinen wie große Wildvögel mit lichtem Gefieder. Und wie die Falken werden sie auf die feindlichen Horste hinabstoßen, werden den Gegner schachmatt setzen, noch ehe er sich zum Angriff anschicken kann. Der zweite Abschnitt eines technischen Krieges hat seinen Anfang genommen. Sein erstes Ziel ist die Vernichtung der feindlichen Luftflotte, ihrer Einheiten und Flugplätze, der Nachschubanlagen, Arsenale, Munitionslager... Unsere weitesttragende Artillerie, ihr langer Arm, so hat man sie genannt, die junge deutsche Luftwaffe. Manch handfester Gruß gilt den „Hermanns-Vögeln“ an diesem Morgen... Aber macht nicht alles allein, laßt uns was übrig, uns hier, auf der Erde!

Zunächst sind es nur Wegsperren, mit denen wir es zu tun haben. Die ersten waren harmlos, die nächsten sind schon fester, raffinierter angelegt.

Manche Grenzfahrt hatte uns einen Einblick gewährt in die ersten Verteidigungsanlagen des Gegners. Zu Hunderten und Tausenden waren die hochragenden, dicken Kiefern der dichten Wälder umgelegt worden. Nun lagen sie kilometerlang, eine neben der anderen, quer über den Straßen, über den Wegen, den Waldschneisen. Auf allen Zugängen, die von der Grenze aus ins Innere des Landes führen. Von der deutschen Grenze aus! Denn an der anderen Seite dieses gleichen Landes, nach Frankreich zu,

hatte man sich nicht solche Mühe um die Sicherung jener ausposaunten Neutralität gemacht. Wir wußten es schon vorher, was uns später, genau eine Woche darauf, unsere eigenen Augen erkennen ließen und bestätigten, als wir Belgien hinter uns hatten und nach Frankreich hineinstießen: Da waren keine Wälder abgeholzt und zu Straßensperren verarbeitet worden. Wohl gab es einen Wall von Betonbunkern, die verlängerte Maginotlinie, aber die hatte ihre Front nach Osten, nicht nach Westen. Neutralität?

Mit den Taschenspielertricks drittklassiger Varietenummern, die selbst ein anspruchsloses Vorstadtpublikum zum Gähnen zwingen, glaubte man ein großes Volk mit der straffsten Führung und der stärksten Wehrmacht, deren Männer ja auch nicht von gestern sind, hinters Licht führen zu können.

Manches geht uns durch den Kopf an diesem Morgen, während unsere Pioniere hemdsärmelig an der Arbeit sind, die Sperren hinwegzuräumen oder eine wagenbreite freie Bahn zu schaffen. Diese Pioniere sind alles Männer mit reifen, gebräunten Soldatengesichtern. Zu Hause werden die meisten von ihnen Frauen und Kinder haben, viele Kinder, und eine Zimmermanns- oder Tischlerwerkstatt. Sie sind alle keine jungen Marschierer mehr, der größte Teil von ihnen hat den Weltkrieg hinter sich. Sie sind schon einmal in diesem Lande gewesen, damals in den Augusttagen des Jahres 1914. Der schnelle deutsche Vormarsch jener heißen Wochen ist noch so frisch in ihrer Erinnerung, als ob es gestern gewesen wäre. Sie kennen das Soldatsein, das Kriegerleben. Sie mögen vielleicht ihre harten Arbeitsfinger nicht mehr so straffgerade zum Gruß an die Mütze legen können, wie es die Vorschrift der Kasernenhofausbildung verlangt. Aber Feldsoldaten, das sind sie. Männer, die Strapazen kennen und sie zu ertragen wissen. Ohne zu murren. Was sein muß, muß sein. Was verlangt wird, wird gemacht. Ohne großes Hurrageschrei. Aber mit kühlem Kopf, wohlüberlegt. Das schafft mehr.

Jeder Handgriff sitzt. Es sieht so langsam aus, wie alle Handarbeit, wenn sie ein tempoverwöhnter, telephonbequemer Großstädter betrachtet. Und dennoch geht es zügig und unaufhaltsam vorwärts. Wie heißt es in der Dienstvorschrift?... Die

Stetigkeit des Vormarsches muß gewährleistet werden... Sie wird, sie ist es. Worauf ihr euch verlassen könnt.

Die Handbewegungen sind sparsam, aber wirtschaftlich. Kein Griff umsonst. Es wird nicht viel befohlen. Jeder weiß von selber, wo und wie er anfassen muß. In 20 Minuten ist die Straße frei, zeugen rechts und links, keinem zu Leide, nur noch ein paar armselige Holzreste von einer ehemaligen Wegsperre. Hat man sich denn wirklich von ihr etwas versprochen? Wir werden noch ganz andere Hindernisse erleben im Laufe dieses Krieges, wir werden sie umgehen oder hindurchstoßen, ganz wie es die Lage verlangt. Aber aufhalten wird uns keines.

„Siehste, Karl“, sagt einer der braungebrannten Pioniere zu seinem Kameraden, während er eine Tabakkrume für seinen Knösel in der Rocktasche sucht, „das hätten wir wieder mal geschafft.“

„Das hätten die billiger haben können“, meint der andere. Und damit ist alles gesagt, was über dieses Land, seine Regierung und seine sogenannte Neutralität eine Woche später, am nächsten Freitag, noch zu sagen sein wird.

Nun noch das letzte Hindernis, bevor der Feldweg in die asphaltierte Hauptstraße einmündet.

Betonmauern, Baumstämme, Draht, Eisenklammern, das Ganze vermint. Unüberwindlich! Unüberwindlich? Vielleicht länger aufhaltend, ein wenig länger, wenn Kerle dahinter lägen oder seitlich davon, mit Handgranaten, Maschinengewehren, Pakgeschützen, Artillerie! Aber so? Totes Material gegen die lebendige Stoßkraft von Soldaten der besten Armee? Moment, meine Herrschaften!

Maschinengewehr nach vorn. Punktfeuer auf ein zwei Hände breites Geviert der Sperrmauer. Noch ein Feuerstoß. So, das genügt. Sprengladung in das herausgeschossene Loch. Volle Deckung. Zündung.

Flamme, Qualm, Krachen. Steinteile, Eisensplitter sausen durch die Luft. Wo eben noch eine Sperre war, ist jetzt ein wüster Trümmerhaufen. Die Minen sind gleich mit explodiert und haben ungewollte Handlangerdienste geleistet.

Während Baubataillone heranrücken und mit Hacken und Spaten in hundert kräftigen Händen die Trümmer beseitigen und

den Weg befahrbar machen, sind die Infanteriekompanien schon längst seitlich, querab um die Sperren herum im Gelände vorgegangen. All diese Männer, die monatelang in Regen, Schnee und Eis die Wacht an der Grenze gehalten haben. Vom Siegeszug ihrer Kameraden durch Polen erfuhren Tausende von ihnen nur durch die Zeitungen und Wochenschauen. Das war oft ihre einzige Abwechslung in irgendeinem der gottverlassenen kleinen Nester an der Grenze. Durch Zeitung, Wochenschau und Rundfunk hörten sie von dem schnellen Vormarsch unserer Soldaten in Norwegen. Sie hörten und lasen von den Erfolgen unserer Flieger und U-Boot-Waffe. Sie hörten und lasen, lasen und hörten. Aber selber dabeisein, das durften sie nicht. Und das war das Schlimmste, dieses Warten, dieses Harren, Gewehr bei Fuß, wo in aller Welt etwas passierte, nur hier nicht.

Jetzt aber ist der Tag gekommen. Jetzt sind sie an der Reihe. Endlich. Jetzt gilt es zu beweisen, daß sie es genau so gut können wie ihre Kameraden in Polen oder in Norwegen, genau so gut wie die Flieger oder die vollbärtigen Männer der U-Boot-Waffe, deren Bilder sie in den illustrierten Zeitschriften erblickten. Jetzt aber in die Hände gespuckt und die Beine in die Hand genommen, vieles ist nachzuholen. Freilich ist es notwendig gewesen, hier zu liegen, Grenzwacht zu halten mit Leibern und Waffen, das wissen sie selber am besten. Aber nach Hause zu kommen irgendwann einmal nach dem Kriege und gefragt zu werden, wo wart ihr denn?... und dann antworten zu müssen... Ja, was antworten? „Wir haben die westlichen Grenzen des Reiches gesichert!“? – Viel zu große Worte. Sagt kein Soldat.

Nein, so wie es ist, ist es schon am besten. Diesen Tag und diesen Befehl, sie haben ihn sich redlich verdient. Es ist ihr ureigenster Tag. Freitag – Glückstag!

Und es geht vorwärts, wie es immer vorwärts gehen wird, wo deutsche Soldaten den schönsten Befehl erhalten, den sie kennen, den Befehl zum Angriff.

Stoßtrupps vorn, dann dünner Schützenschleier, der sich leicht und flüssig in das Gelände schmiegt. Dann Pioniere, Männer mit Material, mit Hacken, Spaten, Sprengladungen. Erst einzelne Trupps und Gruppen, dann Kompanien, Bataillone, Regimenter mit ihren schweren Infanteriewaffen und schließlich rollend,

ratternd mit den Geräuschen kraftvoller Wucht und wuchtiger Kraft Batterien, leichte, schwere, bis zu den ganz schweren Brocken, die schon fast wie ein Schlachtschiff zu Lande wirken.

So strömen sie auf allen Wegen und auch überall dort, wo keine Wege sind, vorbei an Sperren, mitten durch Sperren, hinweg über das Gewirr von Baumstämmen, hinein in das Land, dem Gegner nach, der sich vorzeitig zurückgezogen hat. Aber sie werden ihn schon zu finden wissen, und dann wird in ihrer Stoßkraft all das enthalten sein, was sich in ihnen während der langen Wartezeit angesammelt hat, nicht an Wut und dem Willen nach Vergeltung, sondern an ehrlichem Manneszorn, daß ein großes arbeitsames Volk, anstatt zu arbeiten, sich gezwungen sehen muß, mit Polacken und anderem Kroppzeug sich herumzuschlagen.

Wo der Führer den andern doch oft genug die Hand hingehalten hat.

Wo er ihnen doch oft genug gesagt hat, er wolle nichts von ihnen, er wolle nur Arbeit und Frieden für sein Volk. Wo er sie aber auch ebensooft gewarnt und gesagt hat wir könnten auch anders, wenn es darauf ankäme. Und wenn wir uns einmal wehren müßten, dann würden wir verdammt hart zuschlagen.

Sie aber haben gelacht, gekräht, geschimpft, sie haben mit dem Regenschirm gewedelt, und in die hingestreckte Hand des Führers, da haben sie hineingespuckt, die rotzfrechen Judenbengel, die Börsengangster, die edlen Lords mit den Bibeltexten im Scheckbuch.

Ja, aber nun ist es zu spät, und in acht Tagen ist sogar alles vorbei, haben wir ein weiteres Kapitel nicht nur umgeblättert, sondern sogar gelöscht, ein Kapitel in diesem tragischen Erlebnisbuche demokratischer Irrungen. Wer aber zurückbleibt wie die Papierschnitzel dieses zerrissenen Buches, das wird das Volk sein, die armen Hunde, die Arbeitenden und die ohne Arbeit, die ohne Verbindungen, die Hungernden, die Flüchtenden, die Masse, das ganze betrogene und belogene Volk.

Der Feldsoldat merkt in der ersten halben Stunde nach einem Angriff, ob er klappt oder ob er schief gehen wird. Wir wissen in dieser Stunde noch nicht, daß wir in einer Woche dieses Land durchstoßen haben und uns dann anschicken werden, die Grenzbefestigungen Frankreichs mit Waffengewalt zu brechen.

Aber das eine wissen wir, und das fühlt noch der letzte, wortkarge Landser in seinem Blut: daß nun, da wir einmal im Gange und richtig in Schwung gekommen sind, es nichts mehr geben wird, was uns aufhalten kann, kein Hindernis, keine Sperre, kein erhobener Demokratenfinger, kein Garnichts. Nicht einmal ein Regenschirm, made in England, oder gar 14 Punkte, wie zwei Jahrzehnte zuvor in Versailles.

Denn Stoßtrupps, Schützenschleier, Kompanien und Batterien, Regimenter und Divisionen, wie sie jetzt an diesem Morgen und in dieser Stunde marschieren, sind nur ein Teil unserer Kraft.

Hinter ihnen, unsichtbar und doch erfühlbar, weil ja jeder von uns ein Teil des Ganzen ist, hinter ihnen steht das Volk, unser Volk. Jetzt werden sie auch zu Hause wissen, was hier vorn geschieht. Sie werden den Kinnriemen fester binden. Sie fühlen soldatisch wie wir, weil sie und uns einer führt, der selber Soldat ist und nur Soldat, bis in die Zehenspitzen.

Kein Regenschirmträger.

Kein parlamentarischer Schwätzer.

Kein Aufsichtsratsvorsitzender.

Soldat.

Wie du und ich. Freilich, der erste. Aber doch Soldat. Nicht weniger und nicht mehr.

Aber mehr kann einer auch gar nicht sein, in dieser Zeit, an diesem Tag und in solcher Stunde, mehr als: Soldat.

Die Feldpostkarte

Das erste Dorf jenseits der Grenze.

Vor den deutschen Stoßtrupps, die sich rechts und links durch das Gelände pirschen, tauchen in einer grünen Talmulde erst der Kirchturm, dann die roten Ziegeldächer der übrigen Häuser auf.

Ganz vorsichtig geht es darauf zu. Jetzt ist der Dorfeingang erreicht, das erste Haus. Tastend im Schatten der Hauswand weiter, Schritt für Schritt. Vorsichtig den Kopf um die Ecke, zwei Mann in den Hauseingang. Das Haus ist leer, leer ist auch das Straßenstück bis zur nächsten Straßenbiegung. Vorsicht scheint dennoch geboten zu sein. Hat man nicht so vieles gehört von Hinterhalten und Franktireurkrieg gerade in diesem Lande, damals im Weltkrieg? Sind nicht viele von denen, die sich auch jetzt wieder mit dem sichernden Schritt der Stoßtruppmänner herantasten, in jenen heißen Augusttagen vor 25 Jahren mit dabei gewesen, wenn eine deutsche Kompanie arglos in ein belgisches Dorf einmarschierte, als die toten Häuser plötzlich Leben bekamen und ein hinterhältiger Feuerüberfall aus allen verborgenen Luken und Löchern, aus Kellern und Dachfenstern auf sie niederprasselte?

Hinter der Straßenbiegung die ersten Zivilisten. Viele Frauen, ein paar Männer, viele Kinder. In kleinen Gruppen stehen sie herum, vor den Hauseingängen. Jetzt sehen auch sie die deutschen Soldaten. Was tun sie? Sie winken.

Sie heben den Arm hoch, sie deuten den Gruß an, den sie als den Gruß der Männer des Reiches auf Bildern gesehen oder den sie vielleicht oft genug selber, heimlich und offen, ausgeführt haben, den Deutschen Gruß. Denn dieses erste Dorf jenseits der Grenze ist kein belgisches Dorf, mag es auch im belgischen Staatsgebiet liegen. Seine Bewohner sind Deutsche, und so ist es ein deutsches Dorf, genau so deutsch wie die Dörfer jenseits der

Grenze, zu denen es ehemals gehörte, mit denen es eine Einheit bildete bis zu jenem Tage von Versailles.

In den äußeren Formen, in der Verwaltung und in den Aufschriften haben sie es belgisch gemacht, die neuen Herren und Machthaber. Aber das Wesen der Menschen haben sie nicht ändern können. Das ist deutsch geblieben wie es war.

Sie strecken uns die Hände entgegen. Sie sagen: „Heil Hitler!“ Sie sagen es mit ungewohnter Zunge, ein wenig unbeholfen, vielleicht weil sie es zum ersten Male auf offener Straße laut und ungefährdet und unbeschnüffelt sagen dürfen, das Grußwort der großen deutschen Volksfamilie, zu der sie von Stund an nun auch äußerlich wieder gehören. Genau so gehören wie die Deutschen jenseits der polnischen Grenze, als neun Monate zuvor unter dem Marschtritt deutscher Feldsoldaten das ganze papierene Gebilde des Versailler Diktats in alle Winde zerflatterte. Mit dem letzten Fetzen mag sich nunmehr Mister Churchill seine dicke Zigarre anzünden...

Die Sonne scheint. Es ist wie im Frieden. Und Frieden ist ja nun auch für Landschaft und Leute dieses Grenzgebietes gekommen.

Feldgraue Soldaten stehen auf der Dorfstraße, und ihre rauhen Hände streicheln behutsam über die blonden Flachsköpfe der Kinder. Die sind sofort ganz zutraulich geworden. Die Jungens, wie alle Jungens, wollen ganz genau wissen, wie man ein Gewehr ladet. Sie dürfen den Sicherungsflügel herumklappen und am Visierschieber drücken. Auch einmal zielen, das dürfen sie. Aber Finger weg vom Abzug! Geschossen wird nur im Kriege. Hier aber ist Frieden.

Die Frauen und Mütter sind in den Hauseingängen verschwunden. Als sie wieder herauskommen, halten sie in beiden Händen dickbauchige Kannen mit dampfendem frischem Kaffee. Wie der mundet nach der Nachtfahrt! Wir haben seit zwölf Stunden nichts mehr zu uns genommen.

Eine halbe Stunde Rast. Es ist schön, in der Sonne zu sitzen, ein Butterbrot in der Linken, einen Trinkbecher Kaffee in der Rechten. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Wer weiß, was morgen ist, vielleicht schon in der nächsten Stunde! Morgen? Nein, das gilt nicht. Für den Soldaten gilt immer nur die Gegenwart. Und die ist erfreulich. Man hat gegessen, getrunken.

So, und jetzt als Nachspeise noch einen guten Tabak. Das Streichholz bläst ein Windstoß aus. Aber gleichzeitig bläst er ein viereckiges, beschmutztes Stück Papier vor die Füße. Es ist eine Ansichtskarte, eine der üblichen Karten, wie man sie überall zu kaufen bekommt, Dutzendware, nichts Besonderes.

Und doch etwas Besonderes. Die Karte ist aus Berlin, vorn darauf ein Buntdruck des Berliner Domes. Es ist sogar eine Feldpostkarte, zur Post gegeben in Berlin-Lankwitz, aber nicht in diesem Kriege, sondern vor einem Vierteljahrhundert. Der Stempel trägt das Datum: 22. 6. 1915. Der sie schrieb, ein Einwohner dieses Dorfes, war damals Soldat in der deutschen Armee. Hinter die Ortsbezeichnung hatte er geschrieben „Rheinland". Aus dem Rheinland war er in den Krieg für Deutschland gezogen, nach Belgien kehrte er zurück. Vielleicht hat er Söhne. Vielleicht dienen sie jetzt in der belgischen Armee. Aber wenn sie zurückkehren werden, kehren sie nach Deutschland zurück, wohin ihr Dorf von dieser Stunde ab wieder gehört. Der Kreislauf hat sich vollendet. Die Aufschrift auf einer einfachen, vergilbten Feldpostkarte hat wieder ihre Richtigkeit. Und so hat alles wieder seinen rechten Sinn erhalten. Manches aber wird ihn erst noch erhalten in den nächsten Tagen und Wochen, am meisten aber jener Krieg, aus dem sie stammt, die Feldpostkarte aus dem Jahre 1915.

Schwere Raupenketten malmen auf der Straße, Motoren donnern, die Männer mit den barettförmigen, schwarzen Mützen blicken aus den offenen Turmluks. Die Panzer kommen. Die Panzer, zu denen wir von nun an gehören.

Der erste Stoß über die Grenze hinweg war Sache der Infanterie. Von jetzt ab aber wird, wie der operative Plan es vorsieht, im Angriffsstreifen unserer wie vieler anderer Divisionen die stählerne Brechstange der Panzer den Weg bahnen. Wir werden in Tagen Räume durchmessen, für die man früher Wochen und Monate brauchte.

Sie werden unvergleichliche Taten vollbringen, die Männer der jungen deutschen Panzerwaffe. Schneidige Einzelleistungen wie die Husaren in früheren Kriegen, Attacken, wie sie die Kriegsgeschichte bislang nur von Reiterschlachten kannte. Sie werden höchsten Ruhm an ihre Fahnen heften, an dem sie alle

teilhaben, Generale und Männer, aber auch die Ungenannten und Ungezählten in der Heimat, die das Material schmiedeten, die es verarbeiteten mit aller Sorgfalt, Peinlichkeit und Zuverlässigkeit, deren eben nur ein deutscher Werkmann fähig ist, so daß es sich bewährte und standhielt in der Stunde der höchsten Gefahr, am Feinde.

Männer und Material werden eine unlösliche Einheit sein; immer dort, wo der Brennpunkt ist, wo es um Entscheidungen geht.

Denn wo die Panzer sind, ist immer vorn.

Voraus-Abteilung

Granaten krachen in das stille Waldtal.

Alle Sinne vereinen sich auf das Gehör. Selbst die Haut hört mit. Zuerst den dumpfen Donner des Abschusses – dann surrendes, hastig näherkommendes Rauschen aus der Flugbahn, und Sekunden später das berstende Krachen des Aufschlages. Schmutziggelbe Qualmwolke. Aus.

200 Meter links von uns. Betrifft mir nicht!

Sind es nur Zehntelsekunden zwischen Abschuß und Aufschlag, oder knallen beide Geräusche hart und heftig ineinander, dann heißt es noch schneller die Nase ganz tief in den Dreck zu stecken, sich noch kleiner zu machen, denn dann gibt es nur noch zwei Möglichkeiten für dein ferneres Wohlergehen. Entweder es ist aus, ratzekahl aus, oder...

„Kopf weg!“

... es ist noch nicht aus. Du bist nur über und über mit Dreckklumpen besprenkelt, so wie jetzt. Verdammt, das Ding lag nahe. Aber doch nicht nahe genug. Lärm allein tut es nicht. Wenn dir auch der Pulverqualm übel in die Nase zieht, treffen müßt ihr außerdem! Mit schlechtem Geruch ist nicht viel bei uns zu machen. Den haben wir selber. Wir haben uns zwei Tage nicht waschen können, weil die Herren Belgier die Wasserleitungen kaputtgeschmissen haben. Vielleicht waren es auch die Franzosen, die schon ganz tief in eurem neutralen Lande sind, im Namen der Freiheit und der Brüderlichkeit selbstverständlich. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Franzosen es waren, denn es ist ja nicht ihr Land, das sie da zerschmeißen.

Das neue Geräusch ganz naher Abschüsse.

Unsere Artillerie hat in den Feuerkampf eingegriffen. Nun rauscht es von der eigenen Seite her gewaltig durch die Luft und verliert sich allmählich in der Ferne. Unseren Ohren klingt es wie Musik. Denn es gibt keinen freundlicheren Klang für den Mann im

Chausseegraben, vor allem wenn seine Nase dem Grunde dieses Grabens ganz nahe ist, als den nahen Abschußdonner der eigenen Artillerie. Aber nicht allzu nahe, wenn wir bitten dürfen, denn...

... Rrrumms... „Volle Deckung!“

... denn die haben drüben auch Schallmeßgeräte, mit denen sie die Feuerstellung unserer Geschütze aufspüren können.

Alles liegt wieder wie hingehauen im Straßengraben. Mit Gesichtern, Gliedmaßen, ganzem Körper im feuchten Grabendreck. Dreck platscht in hochgeschleuderten Klumpen herunter. Splitter kreischen und zwitschern durch die Luft.

Hat es wen erwischt?

Vorsichtig wird der Kopf angehoben. Vor uns, hinter uns tun sie das gleiche.

Wir lächeln uns an, ein wenig verschämt zwinkern wir uns aus einem Augenwinkel zu, wie es erwachsene Männer eben tun, die sich weder auf dem friedlichen Exerzierplatz, geschweige denn bei ihrer zivilen Berufsarbeit jemals in voller Kleidung mitten in den größten und dicksten Dreck der Länge nach hinschmeißen würden. Als Jungen haben sich manche das mitunter gewünscht, vor allem, wenn sie den neuen Sonntagsanzug trugen.

Jetzt wird der Wunsch erfüllt, jetzt werden alle wieder jung.

Wenn der stinkige Qualm sich verzogen hat, ist die Luft wieder frisch und rein. Es ist ja auch Pfingstsonntag. Dazu gehört üblicherweise ein anständiges Wetter. Wenn nicht Krieg wäre, würden die Wirte heute gute Geschäfte machen.

Wir müssen an St. Vith denken, das schmucke deutsche Städtchen im belgischen Grenzgebiet, das unsere Voraus-Abteilung noch in den frühen Nachmittagsstunden des Einmarschtages erreichte. Sie haben uns bewirtet, so herzlich und aus vollen Händen, die durchweg deutschen Bewohner dieses freundlichen Städtchens, wie es nur Menschen tun können, die den größten Freudentag ihres Lebens festlich gestalten wollen. Hakenkreuzflaggen, aus Bettlaken und allerlei rotfarbenem Tuch hastig zusammengenäht, wehten aus allen Fenstern. Händedrücke – Freudentränen, wie ein Filmband rollt es ab, während unsere Panzerspitze schon wieder weiter vorstieß. Irgendwann einmal mußte man doch auf den Gegner treffen. Aber

alles, was man von ihm sah, war das, was er zurückgelassen hatte auf seiner eiligen Flucht. Und das war Zerstörung.

Zerstörte Straßen, zerstörte Brücken, zerstörte Brunnen und Wasserleitungen. Sogar die Wegweisertafeln hatte man überall aus ihren eisernen Rahmen herausgeschraubt, an Bahnhofsschildern und Meilensteinen die Ortsnamen überpinselt. Als ob wir nicht Karten hätten und Kompasse!

Panzer aufhalten mit Schulbubenmätzchen, welch eine Strategie!

Panzer einer Voraus-Abteilung! Einer Voraus-Abteilung, die eine Division im kleinen ist, die alles bei sich hat, was sie braucht, von den Pionieren bis zur Artillerie, die völlig motorisiert ist, beweglich nach allen Seiten, schnell, allen voraus. Dem Gegner immer auf den Fersen. Voraus-Abteilung! Mehr werden militärische Fachschriftsteller nach Beendigung dieses Krieges darüber zu sagen wissen.

Hinter uns, in dem schönen Chateau, einem dieser reizvollen Landsitze, an denen die Gegend so reich ist, mit weitgedehnten Parks und gepflegten gelben Kieswegen, richten sie gerade einen Verbandplatz ein. Wenig später werden die ersten Verwundeten hineingeschafft. Männer eines Panzerspähwagens unserer Aufklärungsabteilung.

Der Wagen hat zwei Pak treffet erhalten, die letzten beiden Schüsse aus dem feindlichen Geschütz, denn nachher konnte es nicht mehr schießen, weil die Bedienung gefallen war, niedergemäht von dem Feuerstoß des Maschinengewehrs aus dem deutschen Panzerspähwagen. Der hat unwahrscheinliches Glück gehabt mit seinen beiden Treffern. Denn schießen können die drüben auch. Eine Viertelstunde darauf ist er wieder fahrbereit, mit seiner alten Besatzung, zwei davon freilich mit verbundenen Köpfen und Händen. Es geht auch so. Nur das Lachen fällt schwerer und es wird nur ein verzogenes Grinsen daraus, als der eine dem anderen, kurz bevor sie wieder abfahren, noch schnell einen Witz erzählt, einen ganz oberfaulen Witz.

200 Meter vor uns, unweit der Waldecke, liegen zwei französische Panzerwagen weidwund, zerschossen, auf der Straße. Bis auf 50 Meter hatte sie der junge blonde Unteroffizier am deutschen Pakgeschütz, er selber mit seiner Waffe gut

gedeckt am Waldrande, herankommen lassen, dann hatte er ihnen seine Geschosse in den Balg gejagt.

Jetzt rattern die Panzerkampfwagen vor. Straße und Wald sind feindfrei. Aber da vorn, im hügeligen, welligen, freien Wiesengelände scheint sich etwas zu tun. Panzerjäger folgen. Auch unsere Artillerie macht Stellungswechsel. Pioniere sitzen auf. Es rollt wieder.

Den Pionieren wäre die zweite Handvoll Schlaf im Straßengraben zu gönnen gewesen. Sie haben die ganze Nacht hindurch Schwerarbeit leisten müssen. Schon am Nachmittag hatte es angefangen. Stundenlanges Schachten und Bohlenlegen. Ausbügeln der Sprengkrater in den Straßen, damit die Fahrzeuge weiterkonnten. Die Panzer freilich störte das nicht. Für die gab es ja kein Hindernis. Sie hielten es mit Mohammed. Da der Berg nicht zu ihnen kam, schoben sie mit ihren unwiderstehlichen Raupenketten sich über den Berg, auch über den höchsten, daß die Bäume nur so prasselten.

Auch der Flußlauf der Ourthe machte ihnen kein Kopfzerbrechen. Auf der einen Seite langsam hinein, mitten durchs Wasser, auf dem anderen Ufer wieder hinauf und weiter. Jawohl, Herr Kapitän!

Die Pioniere aber mußten in die Hände spucken und arbeiten, daß ihnen der Schweiß nur so vom Körper rann. Bohlen schleppen und Eisenträger, Bretter legen, die ganze Nacht hindurch, denn die große Eisenbrücke, hier in Hotton, der Stadt an der Ourthe, war nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Aber doch war den Franzosen und Belgiern die Sprengung nicht so restlos gelungen, als daß sich die Widerlager und die Steinpfeiler in der Mitte, auch mancher Eisenträger, von so praktischen Leuten, wie es deutsche Pioniere nun einmal sind, nicht doch noch hätten verwenden lassen. Und wer sich stärken wollte in dieser Nacht, der ging in den einzigen Laden, der offen war und wo es alles zu kaufen gab, Schokolade, Keks, Zigaretten und Kognak. Den Laden am diesseitigen Ufer, hinter dessen Verkaufstischen zwei alte Jüdinnen die Geldscheine mit vollen Händen einheimsten. Ausgerechnet sie waren die einzigen Zivilisten, deren wir ansichtig wurden. Sie waren nicht geflohen, weil ihre Witterung ihnen eines verhieß, was alle vermeintliche Gefahr aufwog: Geschäft! Dieses

Geschäft, das sie auf eigene Rechnung machten, denn wer weiß, ob sie die Eigentümer waren oder in deren Auftrag handelten, was wir später noch oft genug erleben sollten.

Um 4 Uhr morgens war die Brücke fertig, nach wirklicher Akkordarbeit in Rekordzeit. Seit 4.15 Uhr morgens sind sie wieder unterwegs, die Kradschützen, die Batterien und die Pioniere. Der Aufklärungsabteilung und den Panzern nach, deren Aufgabe die nächtliche Sicherung unserer Vorhut gewesen war.

Über lange, staubige Feldwege, oder weitab von allen Straßen, quer durch Felder und Wiesen oder unwegsames Gelände war es vorwärtsgegangen. Heiß schien die Sonne. Die blauen Steine des Straßenpflasters in den kleinen Städten glühten vor Hitze. Kein Mensch in den Straßen, außer den deutschen Soldaten der Voraus-Abteilung. Kein Laut, außer dem Rollen der Räder ungezählter Fahrzeuge. Die Häuser verschlossen, die Fenster verhängt. Vor den Schaufenstern der Geschäfte die heruntergelassenen Rolläden.

Die Bevölkerung? Parti, parti... Geflüchtet. Vor wem? Vor den deutschen Soldaten, die noch für die armseligste Schachtel Streichhölzer bares Geld hinlegten wie in jenem Judenladen in Hotton? Die noch niemals Krieg gegen Frauen und Kinder geführt haben und ihn auch nicht führen werden!

Nein, sie waren geflüchtet auf Befehl ihrer eigenen Regierung, die zu ihren vielen Unverantwortlichkeiten nun auch diese noch hinzufügte und so die Verwirrung im eigenen Lande noch größer machte. Aber das Schicksal fordert klare Entscheidung und Männer, die ihm gewachsen sind. Die Männer dieser Regierung waren es nicht. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Wie es seinen Lauf nimmt in dieser Stunde und in diesem Abschnitt.

Kradschützen, Panzer und ein General

Wir liegen im Straßengraben, unweit einer Straßenkreuzung. Wir haben die Ferngläser vor den Augen. Drüben, hinter dem blauschimmernden Walde, der den ganzen Talgrund bedeckt und sich dann zu einer sanften Anhöhe hinanzieht, hat die feindliche Artillerie ihre Stellung. Sie feuert Lage auf Lage herüber, aber die Einschläge liegen nun weit hinter uns. Rechts hinter uns, am Grunde der weiten Talmulde, hat unsere Artillerie ihre neue Feuerstellung bezogen. Ihr Beobachtungsoffizier kommt zu uns in den Graben gekrochen.

Schneller Feuerbefehl. Sekunden später dröhnt die Luft von neuen Abschüssen. Lage auf Lage verläßt die Rohre. Wir haben keine Zeit, uns lange aufzuhalten. Für Voraus-Abteilungen gilt nur ein strategisches Gesetz: Vorwärts – Drauf – Durch!

Vor dem weiten Waldstück zur Linken stehen sichernd unsere Panzer bereit. Peilt man über die zwei einsamen Kugelbäume am Vorderhang hinweg nach Westen, dann wird im Hintergrunde, versteckt hinter Bäumen, über ihre Wipfel gerade noch emporlugend, die Spitze eines Kirchturmes sichtbar. In das dazugehörige Dorf stößt in diesem Augenblick gerade unsere Ausklärungsabteilung vor. Der Panzerspähwagen mit den beiden Paktreffern und seiner Besatzung mit den dick verbundenen Köpfen ist wieder mit dabei.

Die Kradschützen sind abgesessen. Sie sind nun wieder gewöhnliche Infanteristen geworden und gehen in Schützenreihe, weit auseinandergezogen, mit aufgepflanztem Seitengewehr auf den Rand des Waldes zu, hinter dem die gegnerischen Batterien zu vermuten sind. Diesen Wald, aus dem das Feuer französischer Maschinengewehre, deutlich an ihrer langsameren Schußfolge erkennbar, immer wieder hervorprasselt, so daß auf der Straßenkreuzung 20 Meter neben uns die Querschläger bösartig zwitschern, gilt es zu durchkämmen.

Links weit voraus unsere Aufklärungsabteilung, rechts dahinter die bereitgestellten Panzer, in der Mitte unsere Batterien, rechts vor ihnen die sprungweise an den Gegner sich heranarbeitenden Kradschützen: ein umfassender Angriff ist im Gange.

„Achtundzwanzighundert!“ sagt gerade der Artilleriebeobachter die neue Schußentfernung seiner Batterien durch, da haut ein Ding von drüben her auf der Straßenkreuzung ein, daß es in der Gegend herumprasselt, als ob einer ein Faß mit Nägeln vom vierten Stock aufs Pflaster schmisse.

Fast unmittelbar nach dem schmetternden Krachen des Einschlages dringt das unerwartete Geräusch der knirschend und quietschend angezogenen Bremsen eines blitzschnell gestoppten Wagens an unser Ohr. Aus dem langsam sich verziehenden schweren Qualm der eingeschlagenen Granate kommen die Umrisse eines Uniformmantels von hinten her auf uns zu.

„Der Kerl ist wohl wahnsinnig geworden! „Laut schimpft es der Adjutant zu seinem Oberst hinüber, der neben ihm, mit fünf Meter Zwischenraum, im Straßengraben liegt. Er hätte das lieber nicht sagen sollen, und wenn dennoch, dann vorsichtshalber nicht so laut, und der Oberst vermag seinem Adjutanten aus vielerlei Gründen darum auch nicht beizupflichten, daß es sich hier um einen „wahnsinnigen Kerl“ handelt. Denn wer jetzt mit schnellen Schritten auf sie zukommt, die staubbedeckte Schutzbrille aus den Augen schiebt, die Meldung des Obersten mit einem kurzen „Danke schön, lassen Sie nur!“ abwehrt und sich ohne weitere Umstände zu ihnen in den Graben legt, das ist der Kommandierende General höchstpersönlich.

„So, nun orientieren Sie mich mal über die Lage!“ sagt er, und die hellen, großen Augen in seinem braungebrannten, schmalen Soldatengesicht sind unverwandt feindwärts gerichtet. Dorthin blickt mit besonderer Emsigkeit auch der Adjutant, aber an seinem Fernglas scheint etwas nicht in Ordnung zu sein, er muß immerfort an den Schrauben drehen und hat gar keine Zeit, ein wenig nach rechts zu schielen, dorthin, wo das Ritterkreuz des Kommandierenden aus dem offenen Mantelaufschlag blinkt...

Wir werden ihn noch oft erblicken im Laufe dieses Krieges, diesen Kommandierenden General, den der Führer in der unvergeßlichen Reichstagssitzung als Führer von Panzer- und

Motortruppen namentlich erwähnte und den er zum Generalobersten beförderte. Aber das war neun Wochen später, da war der Krieg mit Frankreich längst vorbei. Noch oft wird das braune, gestraffte Soldatengesicht, wird der grauhaarige Kopf mit den hellen großen Augen auftauchen, bei Schützen und Panzern, oft in einer Lage und zu einer Stunde, da man ihn nicht vermutet. Aber immer wird es vorn sein, da, wo man hart am Feinde liegt. Und immer werden Wellen einer ruhigen Sicherheit von ihm ausgehen, von diesem friderizianischen Gesicht mit seinem lebendigen Mienenspiel.

Wir wissen nicht, wie alt er ist, aber wir wissen seit dieser Stunde, daß er mit zu jenen deutschen Generalen gehört, die Mister Ironside, der englische Oberkommandierende, für zu jung hielt zur Führung großer Truppenverbände. Wie aber hätten deutsche Generale dem Rückzugstempo der englischen Truppen auf ihrer Flucht zur Küste folgen können, wenn sie zu alt gewesen wären!

Das war bester englischer Laufstil, besser noch als bei den Olympischen Spielen.

Das war nur etwas für junge Leute! So zwischen 25 und 60. Mit Herz, mit Kopf, mit Kriegserfahrung, vor allem aber mit Schneid und Draufgängertum und gar keinem bißchen Respekt vor Mister Ironsides verkalkter Methusalemweisheit.

In das langsame Knattern der französischen und belgischen Maschinengewehre mischen sich die heftigen Feuerstöße unserer blitzschnell schießenden MG. In breiten Streifen sind die abgesessenen Kradschützengruppen, den sanften Wiesenhang hinunter springend, vorgestürmt. Feuerstoß – Sprung! – Feuerstoß – Sprung! Wie auf dem Exerzierplatz. Nur, daß es hier scharfe Geschosse sind, die um die Ohren zwitschern, diese winzigen Stückchen Stahl und Blei, die so schnell das schmale Tor zwischen den beiden Welten, zwischen dem Leben und dem Tode, aufreißen können.

Jetzt liegen die deutschen Maschinengewehre 100 Meter vor dem Waldrande. Sie feuern, was Gurte und Rohre hergeben. In drei Sprüngen sind die Schützentrupps am Walde. Hinein, mit aufgepflanztem Seitengewehr. Deckung hinter jedem Baum. Dann

drauf, nichts wie drauf auf die feindlichen MG.-Nester. Vereinzelte Schüsse noch, dann wird es ruhiger.

Schweigen.

Auch das Artilleriefeuer ist verebbt. Sie haben drüben Stellungswechsel gemacht, nach der einzigen Richtung, die ihnen bleibt, nach hinten.

Es ist ganz still geworden. Die Spannung hat nachgelassen. Nur in den Ohren scheinen noch die Geräusche des Kampfes zu dröhnen. Wiesen und Wälder liegen wie vordem da. Es ist, als ob die Erde ruhig ausgeatmet hätte. Ein leichter Windstoß wiegt die Halme. Er fächelt sanft über manches Gesicht, das, bleich und starr unterm Stahlhelm, sich in die blutroten Gräser schmiegt.

An ihnen vorbei nehmen sie ihren Weg, die von drüben, vor zehn Minuten noch zähe Gegner, die aus allen Rohren draufhielten, jetzt waffenlos, mit hängenden Armen, teilnahmslosen Gesichtern. Gefangene, Belgier, mit wippender brauner Troddel an den Mützen, Franzosen, mit bleichen übernächtigen Gesichtern, die Zigarette im Mundwinkel, und dann kleine Kerle von gelblichbraunem Aussehen, sehr weiße Zähne unter vorstehenden Backenknochen: Indochinesen. Koloniale Hilfstruppen. Kulturbringer. Kämpfer für Freiheit und Menschenrecht, gedungen von wohlgenährten und wohlgekleideten Herren, die vielleicht in der gleichen Stunde in ihren weichen Klubsesseln in Paris, Brüssel und London die gepflegten Hände auf dem geruhsam verdauenden Magen falten. Denn dafür sind gepflegte Hände doch nun einmal da, nicht aber um sie sich persönlich zu beschmutzen an einem so rauhen und blutigen Geschäft, wie es der Krieg ist.

Wenn man sie fragte, die hageren, ausgemergelten gelben Kerle, wofür sie denn kämpfen, sie wüßten es nicht, vorausgesetzt, daß sie überhaupt Französisch oder Englisch verstünden, die Sprache ihrer Herren und Meister.

Wir wissen es auch nicht.

Ihre Vorstellungswelt ist uns auch gleichgültig im Augenblick. Sie waren unsere Gegner, sie trugen Waffen, sie haben auf uns geschossen. Also wurden sie niedergekämpft, entwaffnet, und jetzt sind sie Gefangene. Die Gesetze des Krieges sind eindeutig. Der Kampf geht weiter.

In die kreisrunden Fenster der Ferngläser schieben sich Bilder, die weit mehr Aufmerksamkeit erfordern.

Vor uns, im Vordergrunde, zwei Daumenbreiten von der dreieckigen Waldspitze nach rechts, Staub, Bewegung. Unsere Aufklärungsabteilung kann es nicht sein, die ist langst hindurch. Was ist es?

Angestrengt blicken die Augen in die bezeichnete Richtung. Jetzt schieben sich graubraune, handhohe Gebilde in das Blickfeld. Heuhaufen? Queckenhaufen? Nein... jetzt bewegen sie sich.

Hastig wischen die Finger den Staub von den Ferngläsern. Jetzt wieder... Bewegung. Es sind Fahrzeuge, unverkennbar. Eins, zwei vier... acht Fahrzeuge. Dahinter, vielleicht 100 Meter links seitlich von ihnen, eine neue Reihe, abermals Fahrzeuge.

Sind es wirklich...? Ja, es sind..., jeder Zweifel ist jetzt ausgeschlossen..., es sind Panzer. Viele Panzer. Feindliche Panzer.

Sie stellen sich bereit. Sie wollen uns in die Flanke. In die Spannung hinein dringen kurze, knappe soldatische Befehle. Mit allen technischen Mitteln moderner Truppenführung werden sie den Empfängern blitzschnell zugeleitet. Fernsprecher und Funker sind emsig an der Arbeit.

Im Handumdrehen ist auch schon die erste donnernde Bestätigung da. Die erste Lage Granaten hat die Rohre verlassen. Abschußdonner... heulendes Rauschen... Explosionswolken.... berstendes Krachen der Einschläge. Die Lage sitzt mitten in jenen Heuhaufen und Queckenhaufen, die sich als feindliche Panzer entpuppten. Gefundenes Fressen für unsere Batterien.

Verwirrung drüben. Die hintere Reihe ist verschwunden. Hinter einer Hügelwelle unsichtbar. Sie haben abgedreht. Feuer vorverlegen!

Die vordere Reihe aber, die erste Welle der feindlichen Panzer, sammelt sich erneut. Jetzt rollen sie; tatsächlich, sie rollen.

Aber daß ausgerechnet in der Richtung, in der sie rollen, unsere eigenen Panzer gedeckt bereit stehen, daß der Führer dieser Panzer schon längst seine Befehle empfangen und durch das Kehlkopfmikrophon weitergegeben hat, so daß nun alles zu einem

würdigen Empfang bereit ist, das konnten die drüben freilich nicht wissen.

Und während nun unsere Batterien von hintenher ihr dichtes Sperrfeuer weit nach vorn verlegen und die zweite Welle abriegeln, daß die Luft dröhnt von pausenlosen Abschüssen und Einschlägen, hauen in die erste Welle der feindlichen Tanks, hauen in ihre Flanke die Treffer aus den Geschützen unserer eigenen Kampfwagen, mit dem typischen aufbellenden Abschußdonner ihrer kurzen Rohre.

In 20 Minuten ist alles vorbei. Drei, fünf feindliche Panzer sind schrottreif. Der Rest ist abgedreht, nach rechts, hinter die Hügelketten. Immer weiter weg von uns. Aber dort ist ja auch kein luftleerer Raum. Denn dort gehen ebenfalls deutsche Truppen vor. Und die wollen auch etwas zu tun haben.

Wir halten uns nicht länger auf. Unsere Aufgabe, Aufgabe der Voraus-Abteilung ist, durchzustoßen, und die ist erfüllt.

Es war kein Kampf von kriegsgeschichtlicher Bedeutung, nur eines der üblichen laufenden Gefechte, wie sie der Angreifer am Wege findet, und wie er sie noch oft, Tag für Tag, finden wird. Beileibe noch keine Schlacht. Schlachten sehen anders aus, wenn sie auch als solche dem Landser, dem einfachen Soldaten, der nur einen begrenzten Abschnitt vor sich sieht und in ihm seine Pflicht tut, gleichgültig, ob es sich um kleine oder große Entscheidungen handelt, meist erst nachträglich ins Bewußtsein dringen. Jede Entscheidung ist wichtig. Jeder Kampf will ernst genommen werden. Denn er kostet Opfer, Tote und Verwundete, wie auch dieser. Mag sein, daß ihn der OKW.-Bericht, der ja nur die großen Zusammenhänge darstellt, nur in einem summarischen Nebensatz erwähnt, vielleicht auch gar nicht. Darauf kommt es nicht an.

Aber für die, die dabei waren, war es Kampf. Für manche der erste, für manche der letzte. Und für einige in der Heimat, Mütter, Frauen, Kinder, ein Tag, dessen Ereignissen sie nachspüren, den sie niemals in ihrem Leben vergessen werden.

Es war das erste längere Gefecht seit unserem Einmarsch, dazu in seiner letzten Phase der erste Kampf von Panzern gegen Panzer. Er hat bestätigt, was viele dieser Panzerschützen schon aus Polen wissen, daß die Panzer, unsere Panzer, nächst der

Luftwaffe, zur entscheidenden Waffe dieses Krieges werden können. Dieses Bewußtsein stärkt. Und darin liegt schon der halbe Erfolg.

Der Kommandierende General klopft sich den Staub vom Mantel, grüßt lächelnd, fährt ab. Als wir ihn das letztenmal sahen, geschah es auch während eines Panzerangriffs. Das war vor vier Jahren, auf einem Truppenübungsplatz irgendwo in Schlesien. Die Panzer bahnten sich den Weg durchs Gelände, wir preschten hinterher, als erste Welle angreifender Infanterie. Es war nur eine Übung. Der General, der nun schon längst abgefahren ist, wird sich kaum mehr erinnern. Aber wir müssen daran denken, denn es war genau so heiß wie heute. Die Zunge hing uns aus dem Halse. Zweimal mußte der Angriff damals wiederholt werden. Wir hatten einen gewaltigen Soldatenzorn. Er war unerbittlich, der General.

Er hatte recht. Wir wissen es nicht erst seit heute. Heute brauchte der Angriff nicht wiederholt zu werden. Es klappte auf Anhieb. Heute sind sie draufgegangen wie damals erst beim dritten Male. Und so werden sie auch weiter draufgehen. Deshalb hat er gelächelt, der General, als er abfuhr.

Kradschützen, Pioniere, Kanoniere sitzen auf. Sie rollen. Das Leben rollt weiter...

Sechsunddreißighundert...

Rechts, im hügeligen Wiesengelände, stoßen die Panzer weiter vor. Die übrigen motorisierten Abteilungen und Kolonnen fahren auf den schmalen Straßen. Die allgemeine Marschrichtung ist Westen. Dort ist der Feind, dort ist das Ziel. In diesem Kriege liegt jedes Ziel im Westen.

Die ersten Beutestücke auf den Straßen und an ihrem Rande. Zunächst sind es nur ein paar Tornister, hier und da ein paar Feldflaschen in ihrer grünlichbraunen Umhüllung, einige Mäntel, Stahlhelme, ab und zu auch ein Gewehr. Dann wird es mehr. Immer mehr. Immer größere Gegenstände, lohnendere: Geschütze, Maschinengewehre, kleine niedrige Panzerwagen, Krafträder. Die vor allem.

Der schnellen motorisierten, französischen Division, die im Eilmarsch herangeführt worden war, um den deutschen Angreifer so lange wie möglich aufzuhalten, ist unser Flankenstoß zu heftig in die Parade gefahren. Waren nicht überall Straßenhindernisse errichtet, mit Betonmauern und Minen? Waren nicht alle wichtigen Brücken gesprengt? Und dennoch sind die Deutschen nach 48 Stunden schon hier! Es erscheint ihnen unfaßlich, den aus Wäldern und Häusern aufgestöberten Gefangenen, die völlig verdattert Rede und Antwort stehen.

Krafträder und Kraftwagen sind besonders willkommene Beutegegenstände. Motorisierte Abteilungen, die, allem Nachschub weit voraus, im Vormarsch sind, können alles gebrauchen. Der Sekundenzeiger einer Uhr braucht mehr Zeit, eine Umdrehung zu machen, als sie ein ausgewachsener Feldsoldat nötig hat zur restlosen Durchsuchung eines vollbepackten belgischen oder französischen Kraftrades mit Beiwagen. Selbst bei einer geruhsamen Nachlese ist dann nicht mehr viel zu erben. Zum Teil fahren sie auch schon auf

erbeuteten Krädern, mit der Freude von Knaben nach der Weihnachtsbescherung.

Der erste Blick in Dörfern und Städten gilt den Tankstellen. Natürlich sind die Pumpenschwengel abgeschraubt. Macht nichts! Vorsichtige Leute führen solch ein Ding bei sich. Hat ihn schon. So. Eins – zwei, eins – zwei. Aha, es läuft, es sprudelt. Na, wer sagt's denn!

„So, Wally, nun kannste dich genau so vollaufen lassen wie das letztemal beim Stralauer Fischzug“, sagt der kleine, derbe Kradmelder, dessen Gesicht eine einzige grauweiße Staublarve ist.

„Wally“ aber ist diesmal sein Kraftrad. „Man braucht doch was, an dem man hängt“, meint er bieder.

Mögen sie auch motorisiert sein und schnell – an der Benzinversorgung werden sie scheitern, so hatten die auf der Gegenseite geweissagt. In den ausländischen Zeitungen hatte es gestanden, die fremden Minister hatten es gesagt. Die klugen Leute! Trotz all ihrem Weissagen sahen wir nicht schwarz. Wir haben genug „Schnaps“, Kraftstoff, Öl, Benzin. So viel, daß wir gar nicht alles verwenden konnten und manchen Hektoliter liegen lassen mußten für die nachrückenden Teile, von dem, was uns da erst heute morgen wieder als Spende der Luftwaffe buchstäblich vor die Füße gefallen war: langgestreckte Metallzylinder, vorn spitz zulaufend, mit je 100 Liter Benzin im Bauche, pendelten an Fallschirmen auf uns zu und landeten im Wiesengelände, wo sie festpickten. – Organisation ist alles.

Wir halten hinter einer Brücke, der ersten, die nicht mehr gesprengt werden konnte. So schnell sind die von drüben ins Laufen gekommen. Unten führen zwei Schienenstränge entlang, auch sie unversehrt. Wir folgen ihnen mit den Blicken. Parallelen vereinen sich in der Unendlichkeit. So weit brauchen wir gar nicht zu rechnen, höchstens 3.000 – 4.000 Meter...

... „Vierunddreißighundert...“, sagt der Artilleriebeobachter soeben an. „Salve!“

Jetzt sind sie gerade über den Schienenstrang, jetzt auf freiem Felde, 10, 15, 30 Reiter. Ein ganzer Zug französischer Kavallerie.

Da haut die Lage drüben ein. Sie liegt etwas zu kurz. Wie wild springen die Pferde durcheinander, dann rasen sie in dichtem

Rudel und in gestrecktem Galopp dem schützenden Waldrand vor ihnen zu. Aber ehe sie ihn erreichen, hat sie die zweite Lage erwischt. Qualm und Donner. Danach fünf bis sechs dahinpreschende Pferde, die Reiter tiefgeduckt, fest an ihre Leiber verklammert. Das übrige ein wirrer Knäuel, ein paar herrenlose Gäule dazwischen, die hin- und hertraben, nach Reiter und Richtung suchen.

Sekunden später jagt eine weitere Reitergruppe über das gleiche freie Feld. Sie kommt ungefährdet hinüber, in den schützenden Wald.

„Aufpassen! Es kommen noch mehr. Sechsunddreißig-hundert!“

Da kommen sie, von vornherein im gestreckten Galopp. Ein Drittel des etwa 600 Meter langen Weges haben sie hinter sich. Da, in der Hälfte, haut es ein. Die Granaten waren schneller.

Wer davonkommt, nimmt die gleiche Richtung wie wir, nach Westen. Nur, daß die drüben auf der Flucht sind, die Deutschen aber im Angriff. So dicht sitzen wir ihnen auf den Fersen, daß unsere Voraus-Abteilung sich auf gleicher Höhe mit ihrer Nachhut befindet.

Bewegungskrieg, wie er der Art und dem Wesen des deutschen Soldaten, seinem Offensivgeist entspricht.

Und wir bleiben weiter in Bewegung. Das reißt nun nicht mehr ab. Irgendwo wird der Gegner sich schon setzen, wird er sich mit allen seinen Kräften stellen, wenn auch nicht zum Angriff, dann doch zu heftiger Verteidigung. Spätestens an der Maas mit ihren Festungen und ausgebauten Verteidigungsstellungen. Die Maas ist seine Zuflucht und unser Ziel.

Am Nachmittag dieses Pfingstsonntags stehen wir auf den Höhen des Ostufers. Unten glitzern die graublauen Wasser des Flusses im Sonnenschein. Es sieht so harmlos aus.

Aber von drüben her donnern die Geschütze ihren zornigen Kriegsruf.

Der feurige Strom

Die Maas ist kein Fluß mehr.

Sie ist ein einziger Flammenstrahl. Ein vorweltlicher Drache, der sich durch das Tal windet und mit jeder Zuckung seines gewaltigen Schuppenleibes tödlichen Atem fontänengleich von sich stößt. Die Uferhöhen zu beiden Seiten sind feuerspeiende Berge.

Jede natürliche Deckung in diesem zur Verteidigung wie geschaffenen Geländes ist ausgenutzt. Wo die Natur versagte, half die Technik. Maschinengewehrnester vor den Felsen, zwischen den Felsspalten und tief in den Felsen. Hineingebohrt, ausgemauert, ausbetoniert, winzige Gewölbe, über denen als Dach 50 Meter hohes, jahrtausendealtes, massiges Gestein sich türmt.

Betonbunker, scheinbar wahllos im Gelände verstreut, und doch zweckvoll angelegt, dem grünen Uferstreifen oder dem braunen Steindamm dahinter in der Farbe angepaßt, unsichtbar.

Häuser, vereinzelt am diesseitigen und jenseitigen Ufer. Sie sehen so harmlos aus und dennoch haben sie meterdicke Betonmauern, sind sie Festungen im kleinen.

Aus all diesen Bunkern und Schießscharten, aus den Häusern und Felsenhöhlen donnert, kracht, rast und tobt es, zuckt es feurig und prasselnd hervor, knallt der Geschoßhagel aller Waffen, der Maschinengewehre, Infanteriegeschütze und der 15-cm-Batterien, deren Feuerstellung hinter den felsigen Uferbergen liegt, den ankommenden Deutschen schon auf den Zufahrtswegen entgegen wie ein pausenloser Wolkenbruch.

Das ist die Maas am Pfingstsonntag 1940.

An sie sollen wir heran, über sie sollen wir hinüber.

Hier ist die Auffangstellung der Belgier und Franzosen, die bislang hinhaltend kämpften, die auswichen, wenn wir kamen, die flüchteten, wenn wir angriffen. Zwei Tage lang sprangen die Türen

auf und drehten sich in ihren verrosteten Angeln, wenn die Marschstiefel der deutschen Sturmsoldaten dagegen traten. Dieses Tor hier zum Tal der Maas ist durch gewaltige Riegel aus Eisen und Beton, aus Stahl und Feuer siebenmalsiebzigmal und tausendfach verschlossen. Hier sollen sich die deutschen Angreifer verbluten.

Kein Zugang führt über die Maas. Sie ist ein gewaltiger Burggraben mit hochgezogenen Zugbrücken. Hier sind alle Brücken riesige Trümmerhaufen aus Steinen und Eisen und gewaltigen Stahlrippen, die wie Lanzenbündel in die Luft drohen.

Die letzte Brücke wollen wir noch kurz vor der Sprengung schnappen. Aber auch Handstreiche können mißglücken.

Das Dörfchen Purgon liegt im sonntäglichen Frieden da. Seine Bewohner sind geflüchtet. Kühe brüllen in den Ställen oder auf den Weiden unter dem quälenden Schmerz ihrer überprallen, ungemolkenen Euter.

Die Panzer halten. Die Straßen gabeln sich. Der Hauptteil der Vorhut mit der größten Kampfkraft fährt nach links. Drei Panzerspähwagen mit einem Zug Kradschützen werden abgezweigt und nehmen den Weg geradeaus, auf das Städtchen Houx zu, mit seiner großen Maasbrücke.

In schneller Fahrt geht es die gewundene Straße hinab, dem Flußtal zu. Zwei, drei Dörfchen am Straßenrande. Leer, verlassen, kein Schuß fällt. Das Straßengefälle läßt nach, jetzt müssen wir bald am Fluß sein. Mit aller Vorsicht und aller Sicherung werden die letzten 500 Meter zurückgelegt. Der Weg ist an beiden Seiten mit Bäumen bewachsen und bietet gute Deckung. Plötzlich lichtet er sich. Vor uns glitzert der Fluß, spannt sich über ihn die Brücke. Sie ist unversehrt. Drauf!

In voller Fahrt jagen die Panzerspähwagen auf die Brücke zu. Bremsen. Die letzten Meter vorsichtig. Minen? Keine Minen, kein Schuß fällt. Weiter.

Der erste Spähwagen ist auf der Brücke, jetzt hat er die Mitte, der zweite mit 10 Meter Abstand hinter ihm. Der dritte ist noch am Ufer, sichert, gerade will auch er folgen, da schnellt die feurige Lohe einer gewaltigen Stichflamme in die Luft. Donnerähnliches Krachen hinterher. Eisenteile, Steinquader fliegen hoch in die Luft, mit ihnen die beiden Panzerspähwagen...

Und die Besatzungen? Sie haben unvorstellbares Glück. In der Nacht, im Schutze der Dunkelheit, kriechen sie aus ihren Fahrzeugen, die halb aus dem Wasser herausragen, und erreichen lebend das Ufer.

Aber die Brücke ist gesprengt, die letzte. Es gibt keine Verbindung mehr zum anderen Ufer. Die Trennung ist vollkommen. Zwei Welten liegen einander gegenüber. Beide ihrer Art gemäß. Die eine verbarrikadiert, eingemauert, die waffenstarrende Verkörperung ihres statischen Prinzips, die andere dynamisch, beweglich, angreiferisch. Sie muß und wird wie immer sich aus eigener Kraft und schöpferischer Phantasie helfen. – –

Der große, schlanke Oberst in der schwarzen Uniform, Kommandeur eines Panzerregiments und dieser Voraus-Abteilung, liegt mit Offizieren seines Stabes und dem Artilleriekommandeur, 200 Meter vom Uferrand der Maas entfernt, hinter einem Erdwall in voller Deckung. Von drüben her donnern und prasseln pausenlos die feindlichen Granaten herüber, im auf- und abschwellenden Brausen einer dumpfen Feuerorgel. Der peitschende Knall der Maschinengewehrgarben schrillt dazwischen.

Hier, im Schütze dieses Erdwalles, unmittelbar am Rande des tiefen Laubwaldes, der sich neben und hinter ihnen den Hang hinaufzieht, hat auch die B-Stelle der deutschen Batterien mit ihrem Funkgerät ihren Platz. Hier wird der deutsche Angriffsplan für diesen Abschnitt durchgesprochen, werden die Vorbereitungen für den Flußübergang in allen Einzelheiten erörtert.

Sobald oben, auf dem Scheitel des Erdwalles, einer den Kopf nur ein wenig höher hebt, hauen metergenau die feindlichen Granaten ein. Sie scheinen drüben eine ausgezeichnete Beobachtungsstelle mit umfassender Sicht zu besitzen. Granatsplitter wirbeln mit dem schrillen Geräusch kreischender Metallsägen durch die Luft und landen knirschend in den Wipfeln der Bäume oder sie zischen platschend in das dunkle Wasser der dahinter liegenden beiden Waldteiche.

Abgesessene Kradschützen und Männer der Aufklärungsabteilung pressen sich eng an die Böschung eines Waldweges, der hinter ihnen hinauf zur Höhe führt, zu einer

Waldlichtung mit einem einsamen Holzfällerhaus am Wegrande. Dort hinein wird in der Nacht der Gefechtsstand der Voraus-Abteilung verlegt. Die Waldlichtung selber ist die „schlaflose Wiese“. Diesen Namen erhält sie in der gleichen Nacht, der Nacht zum Pfingstmontag.

Aber noch ist es Nachmittag, noch scheint die Sonne. Jede Bewegung wird von drüben her sofort bemerkt. Dennoch heißt es vorgehen, aufklären.

Deutsche Spähtrupps schlängeln sich gewandt und jägermäßig durch das Gelände, springen von Baum zu Baum, pirschen sich hinter jeder, auch der unscheinbarsten Deckung mit weichen, katzengleichen Bewegungen über den breiten, grünen Uferstreifen hinweg, der offen wie ein Präsentierteller daliegt, heran an den Fluß. Mitten im feindlichen Artilleriefeuer, mitten im Kugelregen der unsichtbaren Maschinengewehre. Sie springen von Trichter zu Trichter, verharren, schnellen vor, liegen hart an die Erde gepreßt da, kriechen brettflach die letzten 100 Meter und können sich endlich in den sanften Mulden, hinter dem Weidengebüsch, hart am Ufer bergen. Genau an der Stelle, wo die fußhohe Mauerkante eines verfallenen Wehrs quer über den Fluß zum anderen Ufer hinführt. Die Wasser der Maas rauschen gurgelnd durch die zahllosen Lücken dieses zerfallenen Steinwehrs. Es ist dürftig und unvollkommen, aber in dieser Lage ist es doch ein Steg, ein Übergang, bietet es doch eine Möglichkeit, ans andere Ufer zu gelangen. Den Rest müssen die Schlauchboote besorgen.

Viele deutsche Spähtrupps sind in diesen Stunden unterwegs, viele Aufklärungsergebnisse werden gesammelt. Aus ihrer Summe ergibt sich der Angriffsplan. Als Zeit wird 5.30 Uhr am nächsten Morgen festgesetzt. Das Ziel ist klar: Hinüber über die Maas, dort Brückenkopf bilden und den halten!

Der Oberst hat es ausgesprochen. Er hat keine großen Worte gemacht, sondern. knapp und klar gesagt, was in dieser Lage ein Offizier und Führer zu sagen hat. Der Angriff wird vor sich gehen müssen ohne nennenswerte Artillerievorbereitung. Er muß dennoch beschleunigt werden, weil jede weitere Stunde dem Gegner die Möglichkeit gibt, Verstärkungen in Eilmärschen heranzuwerfen.

Die feindliche Feuerwalze aber rollt pausenlos weiter.

Ganz dumpf und schwer hallt es von links, von Süden her. Dort liegt die Maasfestung Dinant. Der Donner ihrer Batterien vermischt sich mit dem in Abständen heranrollenden Hall des Fernfeuers aus der französischen Grenzfestung Givet. Ein Baldachin von Geschossen wölbt sich über den deutschen Truppen. Den ganzen Tag über, die Nacht hindurch, bis zum Mittag des nächsten Tages.

Es wird eine Nacht ohne Schlaf werden. Schlaf haben nur die Gefallenen, den letzten, langen Schlaf. In diesen Spätnachmittagsstunden werfen sie die ersten Gräber aus, die Kradschützen und Männer der Aufklärungsabteilung. Sie schnitzen Holzkreuze, beschriften sie mit sorgsamer Hand und hängen den Stahlhelm des Gefallenen über die Spitze des Längsbalkens. Frische Hügel wölben sich im Schatten des Waldes, unweit des Weges. Wehrhaftes Leben hält die Totenwacht, und die Granaten rauschen eine mächtige Totenmelodie. Auch über dem Grabe jenes Wachtmeisters, auf dessen Kreuz hinter seinem Namen die beiden Buchstaben PK stehen, die Zeichen jener neuen Waffe, in deren Dienst er als Soldat und Bildberichter neben einem vorgehenden deutschen MG.-Trupp an diesem Nachmittag fiel. Durch seinen Wagen krachte in der folgenden Nacht oben auf der „schlaflosen Wiese“ mitten durch seinen Sitz, der nun leer war seit sieben Stunden, haargenau am schlafenden Fahrer vorbei, eine französische 7,5-cm-Granate. Ohne dem Fahrer ein Haar zu krümmen, landete sie als Blindgänger im weichen Waldboden.

Wie oft noch wird sich jetzt und später vor all diesen Männern, die hier im Feuer liegen und auf den Angriff warten, das Tor zu dem großen dunklen Schweigen um jenen Spaltbreit schon auftun und wird dennoch wieder zugeschlagen werden, noch ehe es ihnen zum Bewußtsein kommt. Denken wir denn überhaupt über dieses große Rätsel nach, das sich Leben nennt? Ist nicht alles Denken ausgeschaltet oder ausschließlich hingelenkt auf die Erfüllung unseres soldatischen Gesetzes?

Ach, es ist alles ganz anders, als es sich mit den Worten einer bürgerlichen Vorstellungswelt ausdrücken und sagen ließe. Wer spricht darüber? Jeder macht es allein mit sich aus. –

Die Nacht ist da, die Tat gibt Trost. Die ersten Stoßtrupps, Kradschützen und Pioniere, stehen marschbereit hinter den Stämmen des dichten Uferwaldes.

Bündel von Handgranaten um den Hals gehängt, Handgranaten in den Stiefeln, im Koppel, zwischen den Knöpfen des Uniformrockes. Maschinengewehre und Maschinenpistolen am Riemen über der Schulter.

Los!

Sie tasten sich aus dem Walde heraus, sind in einem einzigen Sprunge 50 Meter weit weg vom Waldrande. Mit keuchendem Atem liegen sie in den Trichtern. Ihre Finger sind in den Boden gekrallt, zu neuem federndem Absprung sind Sehnen und Muskeln raubtierhaft gespannt. Weiter. Sie schießen nicht, sie wollen das feindliche Feuer nicht noch gezielter auf sich lenken. Sie wollen in vier, fünf Sprüngen den Uferstreifen, diese Ebene des Todes, überwinden. Der Fluß ist ihr Ziel.

Leuchtraketen schießen empor. Eine Ewigkeit lang überzieht ihr Licht, ähnlich dem Strahlenbündel eines riesigen Scheinwerfers, das Gelände weit und breit mit tödlicher Helligkeit.

Sie liegen bewegungslos, zu völliger Leblosigkeit erstarrte graue Wesen, in ihren Löchern, hinter kleinen Bodenwellen oder wo sie sich gerade befinden.

Endlich, nach Ewigkeiten, so scheint es ihnen, streichen ihre tastenden Finger an Blätter und Zweige der Uferbüsche. Vor ihnen rinnt der Fluß. Der erste Abschnitt ist erreicht. Der zweite heißt: Hinüber!

Sie schleichen sich am Ufer entlang, der Stelle zu, die sie am Nachmittag erkundet haben, wo der schmale, lückenhafte Grat des alten, verwahrlosten und verwitterten Steinwehrs, quer durch den Fluß, sich hinüber zum anderen Ufer streckt.

Maschinengewehre rechts und links gestaffelt in Stellung. Sie sichern, geben Feuerschutz. Die ersten Stoßtruppmänner turnen, einer hinter dem anderen, mit Abständen, auf das brüchige Geröll des Wehrs. Wie Seiltänzer balancieren sie hinüber. Jetzt... sie haben es geschafft, die ersten sind drüben. Sie klettern das gemauerte, steile Ufer hinauf, erreichen den ersten Sockel des treppenförmig ansteigenden Geländes, ihre Stiefel knirschen auf Schotter-Steinen: der Bahndamm. Sie wollten über die Schienen

hinweg, vorsichtig heben sie den Kopf, wollen den Körper folgen lassen, da prasselt es auf sie herein, von rechts und links und vorn, das wütende Feuer ganz naher Maschinengewehre aus nachtschwarzer Verborgenheit. Volle Deckung. Sie liegen und lauschen, eine einsame Gruppe, ein Stück Treibholz in einem Feuermeer.

Vom anderen Ufer her schießen die sichernden deutschen Maschinengewehre. Ihre Feuerstöße rasseln in hämmernder, rasender Schußfolge. Viele Geschosse prasseln auf die Steine des Bahndammes. Querschläger kreischen. Nun ist die einsame Gruppe völlig eingekesselt, von feindlichem und eigenem Feuer. Entschluß? Selber Luft schaffen!

Nach rechts! Dort wird der Damm niedriger, dort verläuft er sich in einer Straße, die das Gleis überquert. Vor ihnen kracht es, ganz nahe hämmert die Schußfolge eines feindlichen Maschinengewehrs. Dessen Feuerstöße gelten nicht ihnen, sondern der Flußmitte, dem Steinwehr. Deshalb stockt auch das Nachrücken der anderen Gruppen.

Behutsam gehen sie, kriechen sie, schlängeln sie sich weiter vor. Mit unendlicher Vorsicht bringen sie ihr eigenes Maschinengewehr in Stellung. Dann halten sie drauf, Dauerfeuer, zwei Magazine. Stellungswechsel. Noch drei, vier Feuerstöße aus anderer Richtung. Drüben ist das Feuer verstummt. Sie kriechen vorsichtig näher, die Hand am Abzug von MG. und Maschinenpistole. Da liegt die Bedienung des feindlichen MG., liegt da mit den Gesichtern nach oben, wo die Artilleriegeschosse ihre rauschenden Bahnen ziehen und wo das milde Licht der Sterne glänzt. Aber die geben diesen fragend nach oben gerichteten starren Augen auch keine Antwort mehr...

Neue Stoßtruppmänner kommen. Einzeln turnen sie über die Wehrkante. Es ist ein Wettlauf mit dem Tode.

In den Schlauchbooten kommen die wenigsten hinüber. Die meisten sacken, zerschossen, zerlöchert, zersiebt, schon in der Flußmitte weg. Aber aus den einzelnen, die den schmalen Übergang bewältigen, werden immer mehr, werden Gruppen. Sie nehmen die feindlichen MG.-Stellungen des Ufergeländes im Sturm. Sie schaffen Luft, diese tapferen Kradschützen.

Sie stoßen weiter vor, jetzt sind sie schon 100, 200 Meter weg vom Fluß, über den Bahndamm längst hinüber. Sie sind im Wiesengelände und auf den Feldern, die sich den jenseitigen sanften Hang hinaufziehen. Hier gehen sie in Stellung in Bodenwellen hinter Wegrainen, in schnell ausgehobenen Schützenlöchern. Vor ihnen, seitlich von ihnen, hinter ihnen ist der Feind, vor allem in den noch nicht niedergekämpften unzugänglichen Felsennestern, aus denen seine Maschinengewehre unentwegt feuern. Hinter ihnen ist aber auch der Fluß.

Sie haben die Maas überschritten. Sie sind der erste vorgeschobene kleine Brückenkopf, sie, diese Handvoll Kradschützen. Ihre Festungen sind die knapp knietiefen Mulden der Schützenlöcher. Die haben sie sich erkämpft, die müssen sie nun verteidigen und halten bis zum Morgen, bis von der festgesetzten Stunde, von 5.30 Uhr ab, der deutsche Angriff mit allen seinen Kräften rollen wird, bis Verstärkung kommt und sie entlasten kann. Bis dahin aber fließen noch viele Wasser die Maas hinunter, bis dahin wird noch manches dieser Schützenlöcher zum selbstgegrabenen Grab für viele aus der einsamen Schar.

Die Stunden dieser Nacht werden zur Unendlichkeit. Denn der Feind, der französische und belgische Verteidiger, hat seine Anstrengungen verdoppelt. Seine Munitionsvorräte sind unerschöpflich, pausenlos rollt der Donner seiner Geschütze, der leichten und schweren Batterien, das Maastal hinunter, hallt es wider vom Krachen einschlagender Granaten. Aus Bunkern und Bastionen prasseln die MG.-Garben auf den Fluß und den gesamten breiten Ufersaum. Scharfschützen sind hinter jedem Busch verborgen. Aus jedem Meter Boden sprühen Tod und Verderben das ganze hundert und mehr Kilometer lange Maastal hinab, von Dinant bis Namur und weiter stromab bis Lüttich.

Der Morgen dämmert herauf, und mit ihm kommt die festgesetzte Stunde. Vom Fluß her und aus den feuchten Wiesen steigt dicker Nebel auf. Das ganze Tal ist eine einzige Waschküche. Von den ostwärtigen Uferbergen her setzen sich die deutschen Abteilungen in Marsch. Der Nebel ist ihr Verbündeter, zugleich aber auch ihr Feind, weil nunmehr die verborgenen MG.-

Nester der Franzosen und Belgier hinter der milchig-grauen Wand dieser Tarnkappe erst recht unsichtbar sind. Aus allen Schlünden schlägt den Angreifern schwerstes Feuer entgegen. Es erscheint unmöglich, gegen diese eherne Wand anzurennen, durch diesen Tornado von herumwirbelnden Granatsplittern hindurch ans andere Ufer zu kommen. Der Flußübergang gerät ins Stocken.

Mitten in diesem infernalischen Lärm, mitten aus den diesigen Nebelschwaden hervor, die immer wieder vom Mündungsfeuer und den Explosionen der einschlagenden Granaten sich blutrot und gespensterhaft aufhellen, genau in der entscheidenden Minute dieser verzweifelten Lage, taucht plötzlich die Gestalt des Generals, des Kommandeurs der Panzerdivision, am Ufer der Maas, auf. Über Zäune und Sträucher hinweg und im Schutze der zerschossenen Häuser, springend und kriechend, pirscht er sich bis an den neuen Steg heran, den die Pioniere im Schütze der Dunkelheit gebaut haben und auf dem, besser als auf der Wehrmauer, der Flußübergang fortgesetzt werden soll.

„Wir kommen nicht weiter“, melden die Pioniere dem General, „drüben die Scharfschützen und MG.-Nester knallen uns jeden Mann einzeln weg!“

Der General läßt sich nicht beirren. Das Wort Unmöglich gibt es nicht für ihn. Nicht eine Sekunde zögert er. Das Gesetz des Handelns liegt beim Angreifer, er läßt es sich nicht entwinden. Er packt selber zu, und da schaffen sie es, die Arbeiten für den Übergang gehen weiter.

Trupps von gefangenen Franzosen werden nach hinten gebracht. Einige bitten, ihre gefallenen Kameraden aus der Feuerlinie bergen zu dürfen. Der General gewährt ihnen die Bitte. Aber die Gefangenen kommen nicht weit. Von ihren eigenen Kameraden, den Scharfschützen am anderen Ufer, werden sie abgeschossen.

Mitten in diesem dicken Kugelregen liegen die deutschen Kradschützen. Neben ihnen, den Kopf genau wie sie an die Erde gepreßt, liegt der General. Um ihn herum surrt es von Granatsplittern. Er kennt das, es läßt ihn kalt, lenkt ihn in keiner Weise von seinem Ziele ab. Einem, der hundert Sturmangriffe und mehr hinter sich hat, der sich in den Materialschlachten des Weltkrieges als Oberleutnant und Infanterist den Pour le merite

erwarb, kann kaum noch etwas erschüttern. Nur ein einziges Wort sagt er:

„Panzer!"

Im Schutze des Nebels wuchten sie heran, hinter den Uferbüschen gehen sie in Stellung. Und dann hämmern sie los. Aus Maschinengewehren und Kanonen. Sie streuen den ganzen gegenüberliegenden Uferstreifen ab. Sie mähen, ihn ab mit ihrer todbringenden Sense. Sie bringen die feindlichen Nester mit ihren Scharfschützen und MG. zum Schweigen. Nur aus einem der versteckt liegenden Bunker feuert es noch unentwegt in ihre linke Flanke. Der Kommandeur der Pioniere fällt.

„Der Bunker muß weg, feststellen, wo er liegt", befiehlt der General. Der Leutnant, der neben ihm auf der Erde liegt, springt auf, an den Steg heran. Schüsse peitschen, klatschen in die Mauer, daß der Mörtel spritzt. Der Leutnant wischt sich über das Genick. Blut. Streifschuß.

„Schwein gehabt, das galt Ihnen, Herr Leutnant!" schreit ein Unteroffizier der Pioniere, die sich immer wieder auf die Erde werfen müssen.

Der Nebel lichtet sich für Augenblicke. Neue Feuerstöße aus dem verdammten Bunker. Jetzt ist er sekundenlang zu erkennen. Ganz links liegt er, tief hineingeschmiegt in die Felsen hinter dem Ufer. Keine Scharte zu entdecken. Einer der Pioniere schreit auf, es hat ihn am linken Arm erwischt. Nichts Ernstliches, mit dem Verbandpäckchen ist die Wunde schnell verbunden. Ein Gutes hat sie doch: aus der Art des Treffers läßt sich die ungefähre Schußrichtung erraten.

Der Leutnant kriecht und springt zurück, meldet dem General und erhält den Befehl, den Bunker mit einem Panzer eigenhändig unter Feuer zu nehmen. Minuten später ist der Bunker außer Gefecht gesetzt. Das Übersetzen nimmt seinen Fortgang. Die schweren Waffen können den Schützen auf das andere Ufer folgen.

Dort ist auch der General. Er wird immer da sein, wo es brenzlich ist. Neben ihm ist ein Begleitoffizier aus dieser Nacht, dieser Leutnant, der in den vergangenen Stunden unermüdlich Fußerkundungen inmitten des schwersten Feuers durchführte und der soeben mit seinem Panzer den feindlichen Bunker selber

zusammenschoß. Es wird nicht der letzte sein. Und es wird auch nicht das letzte sein, was über ihn zu sagen ist, diesen Leutnant, der zu Hause ein hohes Staatsamt bekleidet und der bei Beginn des Polenfeldzuges kriegsfreiwillig als Schütze in eines der Regimenter eintrat, die der deutschen Truppe den Vormarsch bahnten.

Jenseits der Maas empfängt die Vorstürmenden das zusammengefaßte Feuer aller Waffen.

Von rechts feindliche Panzer! Von Mann zu Mann gellt der Ruf.

Wie feuerspeiende Ungetüme wälzen sich die schweren französischen Panzer auf die vordersten Teile der Kradschützenkompanie zu, die hier verstreut, auseinandergezogen, im Ufergelände liegen. Winzige Lebewesen vor den braunen Kolossen aus Stahl, die, wie von unsichtbaren Kräften gelenkt, unbeirrbar auf sie zurollen. Die pausenlos aus allen Rohren um sich schießen. Jetzt sind sie, ungewiß im Nebel erkennbar, noch 150 Meter entfernt, jetzt 100...

In den Männern auf der Erde kriecht das Grauen hoch, das Grauen vor einem Schicksal, das unabwendbar erscheint, das sich in Minuten vollenden muß. Sie haben nichts als ihre Handgranaten, ihre Gewehre, Maschinenpistolen und Maschinengewehre, Waffen, die solchen gepanzerten Ungetümen gegenüber unwirksam sind.

Da ist es wieder der General, der durch sein persönliches Beispiel die Männer aus ihrer Erstarrung reißt, der ihnen den Segen der Tat wiedergibt.

„Leuchtspurmunition!“ Scharf, schneidend springt sein Befehl in ihr Bewußtsein. Mit Maschinengewehren und Gewehren gegen Panzer? Winzige Geschosse gegen zolldicke Stahlplatten? Sie krümmen die Finger am Abzug. Ein Regen von feurigen Tropfen prasselt den feindlichen Kampfwagen entgegen. Wer keine Leuchtspurmunition hat, schießt dennoch. Nur draufhalten, nur zeigen, daß man da ist, daß man sich Wehrt. Und das Unglaubliche gelingt. Die drüben halten die Feuerschnüre, die in wirbelnden Bahnen aus dem Ungewissen der dicken Nebelwand herausschnellen, tatsächlich für die Leuchtspurmunition zahlreicher deutscher Pakgeschütze. Die feindlichen Panzer drehen ab, sie wenden und ziehen sich zurück. Und dabei werden

sie vom Ostufer her noch von einem leichten Flakzug erfaßt. Der brennt ihnen das restliche Fersengeld aufs Fell. Eine tödliche Gefahr für den schwachen deutschen Brückenkopf wurde in der letzten Minute abgewendet. Durch die winzigen Geschosse der Maschinengewehre? Nein, durch die blitzschnelle Entschlußkraft eines Mannes mit dem kühlen Kopf des Führers und dem kämpferischen Herzen des Frontsoldaten.

Mit der bloßen Abwehr ist noch nichts gewonnen. Abwehr hält das Vorhandene, Neues gewinnen kann nur der Angreifer.

Der General greift an. Als erstes Fahrzeug ist sein Panzerspähwagen über die Maas geschafft worden. Jetzt steht er in der offenen Luke, steht da wie ein Feldherr vergangener Zeiten, und von diesem Standort aus leitet er mitten im feindlichen Feuer den Angriff seiner Panzer. Mitten hinein in das feurig aufblitzende Nebelmeer, mitten hinein in das unbekannte Gelände, auf einen unsichtbaren, verschanzten Gegner zu, wird, allen taktischen Erfahrungen zum Hohn, in dieser Stunde der deutsche Panzerangriff gefahren. Es muß sein, es muß Boden gewonnen werden, weg, weit weg vom Ufer der Maas, den Brückenkopf vorverlegen, tief hinein in das wellige Gelände. Die Panzer müssen Luft schaffen. Wo die Panzer sind, ist Angriff.

Sie greifen an. Sie kennen kein Hindernis. Was ihre Raupenketten einmal gepackt haben, lassen sie nicht mehr los. Breite Bahnen walzen sie in das Land, sie brechen den letzten Widerstand der letzten versteckten Maschinengewehrnester. Gefangene strömen zurück, erst in Gruppen, dann in Scharen. In ihren grauen Gesichtern steht das Entsetzen.

Die deutschen Panzer schaffen Luft. Hinter ihnen rücken die Truppen vor. Zum ersten Male seit Stunden, die Ewigkeiten waren, können sich die Männer der paar Kradschützengruppen, die während der ganzen Nacht auf verlorenem Posten aushielten, aus ihren Schützenlöchern erheben. Kurze Atempause, nicht länger, als man zum Gliederstrecken braucht, dann geht es wieder weiter. Er darf sich nicht wieder setzen, der Gegner. Fächerförmig dringt der deutsche Angriff vor.

Aber noch feuert unentwegt die französische Artillerie. Immer wieder dröhnen die Ketten feindlicher Flugzeuge heran, setzen zum Tiefflug an und werfen ihre Bomben auf die Ufer der Maas,

so daß die Pioniere an den Fähren und Brücken immer wieder in Deckung gehen müssen. Wiederholt setzen die feindlichen Panzer zu Gegenangriffen an. Doch im Feuer unserer eigenen Kampfwagen und unserer Paks brechen sie zusammen.

Die Sonne ist emporgestiegen. Der Nebel hat sich verflüchtigt. Es ist heiß geworden. Die tiefen Wälder diesseits und jenseits der Maas bieten das Bild eines gewaltigen Heerlagers. Mit den Fähren der Pioniere werden in nicht abreißender Folge immer mehr Geschütze der schweren Artillerie, immer mehr Panzerkraftwagen und die vielen Spezialfahrzeuge einer modernen Armee über den Fluß gesetzt. Der Bau der Pontonbrücken geht rüstig vorwärts, trotz der unaufhörlichen feindlichen Fliegerangriffe. Noch am Nachmittag müssen die Pioniere oft genug ihr Gerät beiseitelegen und zu den Waffen greifen, um gemeinsam mit den Maschinengewehren der Infanterie und den zahlreichen Flakgeschützen, die den Flußübergang sichern, den Kampf gegen den Feind aus der Luft aufzunehmen. Fünf feindliche Flugzeuge werden allein in diesem schmalen Abschnitt von der Erde aus zum Absturz gebracht.

Von irgendwo her aber setzt eine feindliche Batterie immer noch ihre Lagen haargenau in eines der Dörfer am Westufer der Maas, das erste Dorf nach unterstrom, jenseits der Pontonbrücke. Immer, wenn eine deutsche Abteilung durch die lange Hauptstraße fährt oder marschiert, hauen die französischen Granaten ein, daß die Steinbrocken aus den Hauswänden herumwirbeln. Bis sie ihn erwischen, den französischen Kapitän, und ihn aus dem Keller eines zusammengeschossenen Hauses längs dieser Straße herausholen, wo er Zigaretten rauchend und Rotwein trinkend auf einem Diwan lag und seine Beobachtungsergebnisse an seine Batterie durchtelephonierte, immer wenn er den Marschtritt neuer deutscher Kolonnen auf dem Straßenpflaster hörte. Sie ist zwar noch nicht zum Schweigen gebracht, diese letzte französische Batterie, aber nunmehr liegt ihr Feuer planlos in der Gegend. Und eine Stunde später hat auch das aufgehört. Die deutschen Panzer haben sie zusammengeharkt.

Auf den Straßen des Hinterlandes bewegen sich unterdessen ungezählte neue Kolonnen vorwärts der Maas zu. Ein endloser

Vormarsch von Regimentern, Bataillonen und Batterien. Die gesammelte Stoßkraft moderner Divisionen, die in den sinkenden Abend hineinziehen, um den Angriff in breitester Front fortzusetzen.

Auf acht Tage hatte der französische Generalstab die Widerstandsfähigkeit der waffenstarrenden Maaslinie veranschlagt. Nach acht Stunden aber hatten die ersten deutschen Stoßtrupps den Fluß schon überschritten.

Sie waren aus den Wäldern hervorgebrochen, raubtierhaft hinweggeglitten über die Ebene des Todes, hinübergeturnt über zerborstene Wehrkanten und schwankende Stege, die so schmal waren wie der Grat zwischen den beiden Welten, auf denen der Feldsoldat, der Mann der Schlachten, sich bewegt. Sie waren hineingestürmt in die feuerspeienden Berge mit ihren Nestern, Bunkern und Bastionen.

Der gewaltigen Übermacht des todbringenden Materials hatten sie eines entgegengesetzt, was sich als fester und härter erwies und sich in diesem Kriege immer wieder erweisen wird, fester als Stahl und Stein, als Mauer und Masse: den Angriffsgeist der deutschen Sturmsoldaten.

Sie waren geführt worden, nicht durch Telephonleitungen und mit Befehlen auf Papier, sondern Auge in Auge von Männern, die neben ihnen in dem gleichen Dreck lagen, die vor ihnen aufsprangen, mit ihnen hinein in die aufgerissenen, feurigen Schlünde, von Männern, die Offiziere waren, und das ist nicht eine Sache des Vorrechts und der Rangabzeichen, sondern wirklicher Führerschaft.

So hatten sie den Brückenkopf erkämpft und verteidigt. Und hatten, alle zusammen, nicht nur Brücken über einen Fluß geschlagen, sondern mit ihren Leibern, mit Hirnen und Herzen, mit Geist und Gefühl und mit allem Material, dem sie nicht dienten, sondern das sie beherrschten, die Brücke in eine neue Zeit ursprünglichen Kriegertums, in der Feldherren wieder zu wahren Herren des Kampffeldes werden.

Hinter ihnen lag, hineingepreßt in die erstarrten Felsenufer, der Fluß, verdammt zu ewig gleichem Lauf wie alles Urschöpferische.

Vor ihnen aber liegt das freie Kampffeld mit Bewegung und Angriff, liegen neue Ziele, Sieg und Leben. Denn der Tod ist nur ein Teil davon.

Hinter den Raupenketten

Etwa drei Kilometer hinter der Maas liegt nach Nordwesten zu das Chateau de Senenne. Eines der üblichen Schlösser dieser Landschaft, mit vielen Türmen und Giebeln, kastellartig und inmitten eines großen Gartens mit altem Baumbestand. Das Ganze von einer langen, hohen und dicken Mauer umgeben. Aus der Mauer sind handgroße Stücke herausgebrochen. Das waren die Schießscharten für die französischen Scharfschützen, die dahinterlagen.

Jetzt stehen sie vor der Mauer, in Gruppen, die sich zu Kolonnen zusammenschließen. Sie haben keine Gewehre mehr in der Hand oder Maschinengewehre, sondern höchstens einen Zigarettenstummel, der oft genug der einzige für viele ist und reihum gehen muß. Sie warten auf den Abtransport nach hinten, dorthin: wo es keinen Kampf mehr gibt. Für sie ist der Krieg zu Ende, und sie machen nicht den Eindruck, als ob es ihnen sehr ans Herz ginge.

Warum auch kämpfen und wofür? Für Polen, dessen Alliierte sie doch waren? Mais non, mais non...! Kann man denn kämpfen für etwas, was nicht mehr da ist?

„La Pologne, c'etrait sans interet pour nous!"

So, für Polen hatten sie sowieso kein Interesse, ja, dann könnten sie ja aufhören mit dem Kriegführen, denn für Polen hat wohl mittlerweile niemand mehr Interesse in der Welt. Also kämpften sie für die Demokratie, für die Freiheit des Menschenrechts?

Sie lachen verlegen, die unverbildeten Bauernjungens, irgendwo aus der Normandie oder der Bretagne. Demokratie und Menschenrecht! Solche hochtönenden Worte mögen in den Pariser Gazetten gestanden haben, und die waren ihnen genau so fremd wie jenes sagenhafte Land Polen, dessen

geographische Lage viele von ihnen gleich hinter Frankfurt am Main vermuten.

Aber gewiß haben sie für England gekämpft, für die dicken Geldsackhüter jenseits des Kanals, die arroganten Nichtstuer, diese frömmelnden Heuchler, die bislang noch jeden ihrer Bundesgenossen im Stich gelassen haben, wenn es hart auf hart ging? Sie schmeißen ärgerlich den Zigarettenstummel weg, zucken die Achseln.

„La guerre, c'est un malheur!“ sagt einer. Das wissen sie, daß der Krieg ein Unglück ist, aber warum und wofür sie dennoch gekämpft haben, das wissen sie nicht. Und sie hätten es doch so leicht gehabt, ihre Meinung, die Meinung des Volkes, vorher kundzutun, sie, die Bewohner eines Staates, in dem die freie Meinungsäußerung oberstes Gesetz ist!

Ein paar gutmütige Landser stecken ihnen, die vor einer Stunde noch ihre kämpfenden Gegner waren, eine Handvoll Zigaretten zu. Merci bien!

Dann marschieren sie ab, die Gruppen in den erdbraunen Mänteln, ein ganzer, langer Zug von Gefangenen, an der Spitze ihre Offiziere, deren Vernehmung in einem Zimmer dieses Schlosses soeben beendet worden ist.

In diesem Schlosse, dem Chateau de Senenne, befindet sich der neue Divisionsgefechtsstand. Er ist soeben erst bezogen worden, aber das Uhrwerk dieser das Große und das Kleinste gleichermaßen antreibenden Führungsmaschinerie läuft pausenlos weiter.

In den letzten Jahren des Weltkrieges machte ein böses Witzwort die Runde unter den Soldaten. Ein Versprengter, der von der Front kam, fragte in einem Dorfe einen feldgrauen Kameraden, wo er sich hier befände. Darauf antwortete der: „Bei der Division!“ – „Was, schon so weit hinten?!“ sagte der Versprengte und ging seines Weges.

Wenn jedoch hier und in dieser Stunde ein Versprengter ankäme und nach seinem Regiment fragte, dann müßte ihm gesagt werden: „Lieber Freund, geh nur immer der Schußrichtung der Granaten nach, die hier an der Schloßmauer einschlagen, so wie jetzt, Vorsicht, Kopf weg, oder im Garten, siehste wohl, dann trifft du genau auf dein Regiment! Es liegt vier Kilometer von hier,

und es wird sich gleich zum Sturm ansetzen auf das Dorf, da rechts auf der Höhe, an dem die Panzer vorbeigefahren sind. In diesem Dorfe ist dann die vordere Linie, und das sind vier Kilometer von hier!“

Mitunter sind es auch weniger, mitunter geht es nach einer knappen Stunde schon weiter, kaum daß die Abteilungsbezeichnungen der leitenden Generalstabsoffiziere an den Geschäftszimmern angebracht worden sind. Vorstoßende Panzerdivisionen kennen nur ein Gesetz, und das heißt Schnelligkeit.

Breite Angriffsbahnen pflügen die Geschwader aus grauem Stahl durch das Land. Weit sind sie den nachrückenden Teilen voraus, und so kann es sich ereignen, und es ereignet sich immer wieder, daß, rechts und links von diesen Angriffsbahnen, der Gegner in den ausgesparten Räumen Zeit gefunden hat, sich zu setzen und Widerstand zu leisten. Manchem Kradmelder wäre das oft zum Verhängnis geworden, wenn ihm nicht seine Geistesgegenwart über die Schrecksekunde, angesichts eines plötzlich und unvermutet auftauchenden Gegners, der schon mit MG. und Gewehren im Anschlag lag, im letzten Augenblick hinweggeholfen hätte. In diesem Kriege mit seinen blitzschnellen Aktionen waren die Kradmelder, wenn bei überraschenden, meilenweiten Vorstößen die üblichen Verbindungen aus naheliegenden Gründen ausfielen, oft genug nicht nur die einzigen Nachrichtenträger und Befehlsübermittler, sondern sie waren, diese vor Staub und Dreck unkenntlichen feldgrauen Motorenritter des Kampfgeländes, oft genug ihre eigenen Pfadfinder, Fahrer, Motorenschlosser und Schützen in einer Person, eine eiserne Schar von Einzelkämpfern.

Haut le Wastia heißt das Dorf auf der Höhe. Sie beherrscht das gesamte Gelände westlich der Maas in diesem Abschnitt. Etwa vier Kilometer liegt das Dorf von dem Chateau de Senenne, dem Divisionsgefechtsstand, entfernt. Kein Wunder, daß bei solcher Sicht die feindlichen Granaten hineinprasseln. Dort hat sich der Gegner gesetzt.

Die Aufklärungsabteilung greift ihn an. Dem Zuge einer langen, an beiden Seiten bewaldeten Talsenke folgend, kommen sie gedeckt bis auf 300 Meter an das Dorf heran. Allgemeiner

Richtungspunkt ist der Kirchturm. Als sie vor einer Stunde sich zum Angriff bereitstellten, ragte er noch hoch empor. Inzwischen ist er immer kleiner geworden, immer mehr zusammengeschrumpft. Einschlagende Granaten haben ihm Stück um Stück aus seinem Mauerwerk herausgefressen.

Jedes Haus dieses Dorfes, das wie eine mittelalterliche Burg den gesamten Raum der schroffen Bergkuppe ausfüllt, ist zu einer Festung geworden. Verteidigt von den Kompanien der französischen Nachhut, die den Rückzug, das Lösen von der Maas, decken sollen. Aus allen Fenstern, aus Kellern und Dachluken, hinter jedem Mauervorsprung hervor prasselt MG.-Feuer den Angreifern ungehemmt entgegen. Aber die sind vom Flußübergang her noch wunderbar im Zuge. Es gibt keine befestigte Stellung mehr, und schiene sie noch so uneinnehmbar, die diesen Zug, das Vorgehen, den Angriff, den Willen zum Durchstoßen aufhalten könnte.

Wieder ist es der Einzelkämpfer und als Summe dieser Einzelkämpfer die Mannschaft harter Sturmsoldaten, die Stück um Stück aus dem befestigten Mauergehege herausbrechen. Die gedeckt und geduckt an das erste Haus heranspringen, Handgranaten hineinfenstern, an die Erde gepreßt sekundenlang sprungbereit harren, bis die Explosionen loskrachen, dann hineinstürmen, das Haus säubern und im gleichen Atemzuge auch schon von der nunmehr eroberten ersten Bastion aus die anderen wirksam unter MG.-Feuer nehmen. Auch Dorfstraßen haben Brückenköpfe. Den Straßenkampf kennen viele der Männer schon aus der politischen Kampfzeit. Nur daß er damals nicht gerade mit Tanks geführt wurde, so wie jetzt.

Die eine Straßenzeile ist vom Brückenkopf des ersten Hauses aus aufgerollt worden. Da kracht ihnen an der Kreuzung aus einem gegenüberliegenden Garten rasselndes Maschinengewehrfeuer aus zwei französischen Panzern entgegen. Zwei dieser ungefügen braunen Ungetüme mit ihrem kugelförmigen Turmluk liegen breitspurig wie Schlachtschiffe vor Anker und sperren den Durchgang.

Pak heran!

Über den Hang her, außerhalb des Dorfes, werden sie durch Gärten und eingestürzte Häuser herangeschleift, gewuchtet,

gehoben und geschoben, die beiden Pakgeschütze, die nun von zwei Seiten her unerwartet ihre Geschosse den beiden Tanks in die Panzerhaut jagen.

So geht es Zug um Zug. Aus dem Angriff ist Verfolgung geworden. Die deutschen Panzer sind weit voraus, sie sind den schweren Batterien des Gegners an die Rohre gegangen, und mit der Zerschlagung ihrer Artillerie ist den Franzosen, gemäß ihrem Wesen als Defensivkämpfern, das moralische Rückgrat vollends zerbrochen worden. Die Wälder stecken freilich noch voll, aber diese Gefechte am Rande der großen Panzerbahnen werden von den nachfolgenden Teilen geführt.

Mitunter spielt es sich ab wie auf dem Exerzierplatz. Das Ohr vernimmt tackendes Maschinengewehrfeuer aus einem der Wälder, etwa 1.000 Meter rechts von der Straße. Deutsche MG. hämmern Antwort. Noch ein letzter rasselnder Feuerstoß, dann springen die Gruppen der Infanteriekompanie zum Angriff entwickelt auf das freie Feld, daß sich in tiefbrauner Ackerfarbe zum Walde hinzieht. Infanteriegeschütze und Maschinengewehre haben den Feuerschutz übernommen. Zwei, drei Sprünge, dann sind die Angreifer im Walde verschwunden. Vereinzelte Schüsse noch. Pause. Kein Laut mehr. Schweigen – Nach einer Weile treten, als ob der Vorhang sich höbe über der Schlußszene eines blutigen Schauspiels, Sieger und Besiegte aus dem Walde heraus auf das freie Feld. Zwei Züge gefangener Franzosen treten langsamen Schrittes, zu Reihen geordnet, ihren waffenlosen Rückmarsch an.

„Flugzeuge von links!“ schreit der Luftbeobachter der Flakbatterie. Alle Ferngläser heben sich in die bezeichnete Richtung. Engländer sind es. Zum ersten Male Bristol-Blenheim in diesem Abschnitt. Ihr Ziel sind immer wieder die Maasbrücken, irgendwo dahinten.

In Sekundenschnelle waren auf das Zeichen „Fliegeralarm!“ die Rohre gerichtet. Geschoß auf Geschoß jagt mit leuchtender Bahn hinaus. Alle Augen folgen ihrem Lauf. Aber die Kette der feindlichen Flugzeuge scheint unbeirrt ihren Weg fortzusetzen.

Da, eine Rauchfahne! Eine dicke braune Wolke ist aus einer der Maschinen hervorgestoßen. Die Männer an den Flakgeschützen schreien auf vor Jagdfreude. Die Rauchfahne wird immer

schwärzer. Das Flugzeug scheint zum Gleitflug anzusetzen, plötzlich aber kippt es in jähem Absturz vornüber in die Tiefe.

„Der vierte Abschuß heute!“ versichert stolz der Batteriechef dieser Frontflakbatterie.

Gefechte am Rande, miterlebt im Vorbeifahren sozusagen. Gefechte, wie sie sich jeden Tag ereignen. Immer wieder müssen die Kolonnen, die hinter uns den Panzern folgen, herunter von ihren Fahrzeugen, müssen zu den Waffen greifen, um den Gegner, der die Panzer durchließ und sich vor ihnen versteckte, in seinem Hinterhalt zu bekämpfen.

Das systematische Durchkämmen der Wälder diesseits und jenseits unserer Panzerdurchbrüche aber ist Sache der Infanterie, dieser unvergleichlichen Kämpfer zu Fuß, die Tagesmärsche von 60 und 70 Kilometern und noch mehr zu bewältigen haben, die sich immer wieder zum Gefecht entwickeln müssen. Es sind Männer, die am Ende dieses Feldzuges tatsächlich von sich sagen können, sie hätten ganz Belgien und Frankreich und Polen dazu, Tag für Tag marschierend, kämpfend durchschritten.

Stukas, Panzer und Pistolen

Auf einmal gibt es wieder Wegweiser.

Aus dem Rückzug der Franzosen und Belgier ist Flucht geworden. Hemmungslose, jagende, sich überstürzende Flucht. Sie kennen kein Halten mehr. Nur weg, nur weiter, heraus aus dem Bereich dieser furchtbaren deutschen Kampfwagen, die weder von Pappe sind noch aus Pappe, wie man es dem polnischen Bundesgenossen neun Monate vorher hatte weismachen wollen und was auch tatsächlich geglaubt worden war, ja selbst von jenem Major aus dem polnischen Kriegsministerium, der uns in Brest-Litowsk in einem Zimmer der Woiwodschaft als Gefangener gegenüber gesessen hatte. Aus Pappe?! Ja, ob denn der polnische Militärattache in Berlin, der doch bei allen Führerparaden auf der Ost-West-Achse dabei war, blind gewesen wäre, so hatten wir damals den polnischen Major gefragt. Aber der hatte nur die Achseln gezuckt. Wahrscheinlich war der Herr Attache nicht nur blind, sondern auch taub, sonst hätte er ja, wenn schon nicht sehen, so doch wenigstens hören müssen, daß es Geschwader von stählerner Angriffskraft waren, diese Regimenter von Panzern, die in stundenlangen Paraden vorbeidonnerten.

Auf das Experiment, mit Bajonetten gegen die Panzer zu stechen, das polnische Hinterwäldler tatsächlich taten, hatten sich aber Franzosen und Belgier gar nicht erst eingelassen. Ihr Bedarf war auch ohne Materialprüfung gedeckt.

Es gibt wieder Wegweiser, weil kein Mensch mehr Zeit gefunden hat, die Schilder herauszuschrauben. Nicht einmal zu ein paar Steinwürfen oder Axthieben langte es mehr.

Die Straßen aber und die Dörfer, deren Namen auf den Tafeln dieser Wegweiser aufgemalt sind, haben sich in langgestreckte und gehäufte Arsenale für Waffen und Ausrüstungsgegenstände aller Art verwandelt.

Mäntel, Tornister, Patronentaschen, Gewehre stapeln sich zu Hunderten und Tausenden in den Straßengräben. Freilich sind sie nicht säuberlich und sorgsam aufgeschichtet, sondern sie sind hingehauen, weggeworfen, weggeschleudert worden. Zuerst kam das Gewehr an die Reihe, das verdächtigste Kennzeichen feindseliger Gesinnung. Ohne das Gewehr lief es sich erstens leichter, und zweitens ließen sich auch schneller die Arme heben. Gefangenschaft, das war immer noch ein Ausweg aus dieser Hölle, und noch nicht der schlechteste. Schließlich können die Deutschen ja nicht sämtliche Gefangenen zu Dauerwurst verarbeiten, wie die Hetzgazetten es verkündet hatten. Ein paar werden schon übrigbleiben, vielleicht ist man dabei, man lebt, und nach dem Kriege kann man wieder zurück. Qui vivra, verra! Wir werden sehen, Hauptsache, man lebt...

Dann die Patronentaschen weg. Ohne Gewehr sind sie sowieso nutzlos. Hinterher gleich den Tornister, unnötiger Ballast. Zuletzt den Mantel. Der behielt bleibenden Wert in der Nachtkälte, gleichgültig, ob gefangen oder nicht. Es mußte ganz schlimm kommen, wenn ein Franzose den Mantel wegwarf. Aber hier lagen sie zu Tausenden...

Dazwischen Troßfahrzeuge, Munitionskarren, Geschütze aller Kaliber, ein wüstes Durcheinander.

Die Straßen der Flucht, die Straßen des Sieges.

Die Panzer kommen! Der Ruf ist zum Schreckensschrei geworden. Die Panzer bleiben dem Gegner auf den Fersen. Sie setzen ihm nach in unerbittlicher Verfolgung.

Die Panzer und die Flieger!

Mitten hinein in die dicht massierten Kolonnen, die in regelloser Flucht das Weite suchen, hauen die Bomben unserer Stukas. Die Wirkung ist grauenhaft. Das Gesetz des Krieges ist unerbittlich. Wer schießt, will treffen. Wer getroffen ist, kann bisweilen noch schießen. Darum ist Ziel jedes Krieges, dieses harten Vaters aller Dinge, die Vernichtung des bewaffneten Gegners. Je härter die Schläge, desto schneller die Wirkung. Schnelle Kriege, aber mit vernichtender Wirkung, sind immer noch menschlicher als jenes vierjährige Völkerringen des Weltkrieges, das, aufs Ganze gesehen, den fragwürdigen Siegern kaum nennenswerten

Raumgewinn eintrug, die kriegführenden Nationen zusammen an Opfern aber rund zehn Millionen Tote kostete.

Aber des modernen Krieges furchtbare Wirkung hätte die gleiche Entente von damals, mit noch einigen aufgeputschten Staaten dazu, sich diesmal ersparen können. Wenn eines Mannes Wort befolgt worden wäre. Sie lägen jetzt nicht hier als die zerfetzten Opfer einer allem Neuen unzugänglichen und haßerfüllten Altmännerpolitik, hätten ihre Regierungen nicht die großherzigen Angebote des Führers, der ihnen Abschaffung aller schweren Angriffswaffen antrug, hohnlachend zurückgewiesen. Sie hielten für Angst, was dem Herzen eines Mannes entströmte, der den Krieg kannte, weil er ihn vier Jahre lang als Soldat der Front mit durchkämpft und mit durchlitten hatte. Angst, Todesangst, die lernen sie jetzt selber kennen.

Freilich, unter denen, die hier liegen, unter zertrümmerten Fahrzeugen, neben zerrissenen Pferdekadavern, inmitten der kratertiefen Bombentrichter oder noch 100 Meter davon im Umkreise, unter diesen armseligen Teufeln mit den zerschmetterten Leibern ist keiner, der Churchills Züge trägt oder die von Chamberlain, Daladier oder einem der vielen anderen, die wir in den französischen Zeitschriften erblickten, und da trugen sie meist einen friedfertigen dunklen Anzug, mit einer Blume im Knopfloch. Und auf den Gesichtern hatten sie ein Lächeln... Hier würde es ihnen vergehen.

Wieder ist es Nachmittag geworden.

Immer noch rollen Panzer auf den Straßen, mahlen und malmen sich ihre Raupenketten durch das Gelände. Seitensicherung nach links und rechts. Ströme von Schweiß vergießen die Männer mit den schwarzen Uniformen im engen stählernen Raum ihrer gepanzerten Fahrzeuge. Eine Wohltat ist es, bei geöffnetem Turm den Luftzug zu spüren, den Schweiß, der schwarze Streifen zieht, aus dem Gesicht zu wischen, einmal tief Atem zu holen. Einmal die Kopfhörer zu lüften, um ein winziges nur abzuheben von den heißen Ohren.

Da reißt das harte Muß des Befehls sie zurück in ihre soldatische Pflicht. Klappen zu! Rechts um! Sie walzen über die Straßengräben hinweg ins Gelände hinein, einer neben dem anderen, dem Walde zu, und dann an ihm vorbei, sie

verschwinden in einer breiten Wiesensenke. Bereitstellung. Unsere Aufklärung hat feindliche Panzer von rechts gemeldet.

Fünfzehn Minuten später sind sie da, erscheinen sie oben auf dem Kamm einer langgedehnten Hügelwelle. Immer neue wälzen sich hinauf. Gegen die Sonne gesehen, verwischen sich ihre Umrisse. Sie werden zu Ungeheuern der Urzeit, die gefräßig und unaufhaltsam, mit der wuchtigen Langsamkeit unangreifbarer und unverwundbarer Kolosse näher rücken, größer werden, immer bedrohlicher.

Von panischem Schrecken erfaßt, werden die Menschen der Vorzeit vor den Riesenmammuten ihrer Tage die Flucht ergriffen haben. Fallgruben mögen die einzigen Mittel gewesen sein, sich ihrer zu erwehren.

Die Männer von heute, Menschen mit Leibern, die nicht einmal so widerstandsfähig sind wie die ihrer Urväter, fliehen nicht, sondern sie erwarten die heranwalzenden Ungeheuer. Erwarten sie in ihren stahlgepanzerten Kampfwagen, die des modernen Menschen rastloser Geist schuf.

Sie kennen diese schweren 32-Tonnen-Panzer der Franzosen, mit ihren Panzerplatten, die so dick sind wie die der großen Schlachtschiffe. Sie wissen, daß die drüben sich rühmen, kein Pakgeschoß vermöchte diese Panzerplatten zu durchschlagen. Ihre eigenen Fahrzeuge sind nicht so überdimensional gepanzert. Es sind keine rollenden Festungen. Dennoch warten sie. Sie warten sogar mit der fiebernden Freude des Jägers, nicht allein, weil soldatischer Befehl sie dazu zwingt. Sie haben das Herz von Kämpfern, die Männer in den schwarzen Uniformen mit dem Totenkopf als ihrem Zeichen, und ihre Waffe ist der Kampfwagen. Und das ist viel mehr als Festung. Schon dem Klang nach: Panzerkampfwagen...

Unsere schwere Artillerie hat die ersten Lagen in die Wellen der heranwuchtenden französischen Tanks geschmettert. Es gibt Verwirrung wie in einem Ameisenzug, wenn einer Steinchen hineinwirft. Einige werden zermalmt, der Rest aber zieht, um Hindernisse und Zermalmte herum, unaufhaltsam weiter.

Jetzt stoßen sie auf die vorspringende Waldnase zu. Hinter diesem Wald stehen, unsichtbar für sie, unsere Panzer zum tödlichen Flankenstoß bereit.

Es wird ein Zusammenstoß, für den es kein Maß mehr gibt. Ein Zusammenprall von Stahl gegen Stahl. Unter Zischen und Donner und dem Krachen der Explosionen. Zwei Erdbeben sind aufeinander zugerollt und haben sich, alles niederwalzend, in zerstörender Wucht vereinigt.

Die Luft zittert vom dumpfen Donner der Kanonen, dem kreischenden, bösartigen Krachen der Panzergranaten. Was nützt die dickste Panzerung, wenn sie auf Kosten der Beweglichkeit geht. Die deutschen Kampfwagen sind wendig, wie alle deutschen Angriffswaffen auf der Erde, zur Luft und im Wasser, wendig wie Flugzeuge und U-Boote. Den schwerfälligen französischen Tanks aber nehmen wohlgezielte Schüsse in die Gleisketten den letzten Rest von Beweglichkeit.

Zwei, drei sind schon ausgefallen. Der Kommandeur des Panzerregiments, der Oberst, der bis zum Maasübergang die Voraus-Abteilung führte, fährt im offenen Kübelwagen der ersten Welle seiner Panzer nach. Hinter ihm ein zweiter Kübelwagen, darin ein Ordonnanzoffizier des Korps, der einen besonderen Auftrag zu überbringen hatte.

Sie fahren durch das wellige Gelände. Plötzlich, an der Waldnase, taucht vor ihnen der dicke Aufbau eines dieser schweren französischen 32-Tonnen-Panzer auf. Er hat Kettenschaden. Die Besatzung ist ausgestiegen und versucht den Schaden zu beseitigen.

„Hände hoch!“ schreit der Oberst. Jedoch die französischen Panzerschützen tasten nach ihren Handwaffen. Langsam schwenkt der Turm des haltenden Panzers herum, auf die deutschen Kübelwagen zu. Da kracht die Pistole des Obersten, zugleich mit denen der andern deutschen Offiziere. Sie springen aus den Wagen, knallen durch die offene Seitenluke des Tanks hinein und erledigen auch den dritten Panzerschützen, der versucht hatte, den Turm herumzuschwenken. Sie verschnaufen einen Augenblick. Da sieht der Adjutant des Kommandeurs für eine Zehntelsekunde etwas Schwarzes hinter den Bäumen des Waldrandes aufleuchten: das Geschütz eines zweiten französischen Panzers, an dem sie unbemerkt vorhin vorbeigefahren sind.

Sie springen hinter ihre Kübelwagen, von da zurück in den Wald hinter dem Panzer. Während sie durch das Unterholz vorwärts straucheln, hören sie die Geschosse des Panzers auf ihre Kübelwagen prasseln.

Zu Fuß pirschen sie sich weiter durch den Wald, erreichen seinen rückwärtigen Rand, sehen 200 Meter vor sich deutsche Panzer der zweiten Welle. Sie winken, rufen, schreien. Endlich hat man sie bemerkt. Die Panzer kommen heran, sie steigen ein und machen nun höchst eigenhändig dem französischen Tank den Garaus und noch einem dritten, der seitlich davon ebenfalls mit Gleiskettenschaden festliegt.

„Mit Kanonen ist doch ein besseres Handwerken als mit Pistolen", sagt der Oberst.

„Vor allem gegen 32-Tonnen-Tanks", bemerkt trocken der Adjutant und betrachtet traurig die Reste der zerschossenen und ausgebrannten Kübelwagen, in denen alles lag, was ein Soldat im Felde besitzt.

Noch zweimal wiederholen die französischen Panzer ihren Angriff, noch zweimal versuchen sie durch Flankenangriffe ihren Divisionen Luft zu schaffen und sie vor der drohenden Umklammerung zu bewahren. Beide Male bricht der Angriff im Feuer unserer Kampfwagen zusammen. Gemeinsam mit unserer Artillerie schlossen sie den Riegel.

Zehn französische Tanks liegen zerschossen und ausgebrannt im Gelände. Der Ruf der Unbesiegbarkeit ist ihnen genommen.

Deutsche Panzerkampfwagen haben die letzten rollenden Festungen der Franzosen auf dem belgischen Boden dieses Abschnittes gestürmt, vernichtet und vertrieben, hier, in diesem welligen Gelände bei Flandion.

Und drüben in Frankreich wird es bald auch keine Festungen mehr geben.

DURCHBRUCH

Das blaue Schild

Wir sind in Frankreich!

Wie ein Signalruf klingt es in unseren Ohren. Zapfenstreich für Belgien. Großes Wecken für Frankreich. Bestürztes, schreckhaftes Erwachen für das französische Volk in den Grenzdörfern, dessen Augen nun wahrnehmen, was ihre Ohren nicht wahrhaben sollten. Hatten die Sprecher der französischen Rundfunksender nicht immer nur von Siegen der sieggewohnten französischen Armeen zu erzählen gewußt, im Höchstfalle von taktischen, aber nicht minder siegreichen Rückzügen?

Jetzt sind sie da, wiederum da, die Ulanen von 1870, die Hunnen von 1914, die Panzer von 1940, die Soldaten des Dritten Reiches. Leibhaftig und voller Leben, nicht ausgehungert, nicht in Uniformen aus Brennesselfasern und Papier, wie die französischen Zeitungen es geweissagt hatten. Keine Revolution ist in Deutschland ausgebrochen, keine Meuterei unter den Soldaten, keine Offizierverschwörung...!

Keiner der jüdischen Wunschträume hat sich erfüllt. Deutsche Armeen marschieren, geordnet, diszipliniert, so wie immer die Männer dieses soldatischen Volkes marschiert sind und marschieren werden, wenn der höchste Befehl sie ruft.

In den frühen Morgenstunden dieses Tages war es. Zum ersten Male tauchte am Rande der Straße vor unseren Augen das blaue Schild mit dem Namen „FRANCE“ auf. France, das klingt wie Musik, das zergeht auf der Zunge.

Wir sind in Frankreich. Und das ist wie ein Traum. Am 10. Mai, um 5.35 Uhr, überschritten wir mit Stoßtrupps die Grenze nach Belgien. Vor Ewigkeiten scheint das gewesen zu sein und ist doch erst eine einzige Woche her. Eine Woche, deren jeder Tag Kampf brachte, Strapazen, Opfer, Tod und Sieg. Wieviel Stunden mögen wir Zeit gefunden haben zum Schlafen in diesen Tagen! Wenn es hoch kam, dann war es Rotwein gewesen, dieser landesübliche billige Rotwein, mit dem wir gurgelten und uns die Zähne putzten, einfach, weil es kein Wasser gab, und den schließlich keiner mehr sehen konnte, geschweige trinken... Wenn es aber köstlich war, dann sind es zwei Stunden Schlaf gewesen, zwei Stunden täglich, irgendwo im Straßengraben, im Schützenloch oder, was einen geradezu lasterhaften Luxus bedeutete, auf den Strohballen in irgendeiner zugigen Feldscheune.

Die sechs Tage, die hinter uns liegen, diese Ewigkeiten, sind vergangen wie eine unwirkliche Erscheinung. Das Auge hatte nur noch marschierende Kolonnen wahrgenommen, riesige graue Heerzüge, das Ohr nur noch das Geräusch der eigenen Abschüsse, der feindlichen Einschläge, das Schurren der Gleisketten, das Brummen der Motoren...

Was hinter uns liegt, vermögen wir im Augenblick noch gar nicht zu ermessen. Noch zu sehr und zu unmittelbar sind wir den gewaltigen Ereignissen verbunden. Wir stehen mitten in ihnen. Wir sind Soldaten. Und als Soldaten kennen wir immer nur das Ziel, das vor uns liegt.

Hinter uns liegt Belgien.

Vor uns liegt Frankreich, das große, starke, bis an die Zähne gerüstete Frankreich.

Ein Freitag war es, als wir vor einer Woche zum Angriff antraten. Wieder ist es Freitag, Glückstag!

Das Dröhnen der Raupenketten an unseren Panzern, der Räder unserer Geschütze, der harte Takt des Marschtritts unserer Bataillone, all diese Geräusche angreifender Armeen werden sich fortsetzen auf der Erde und unter der Erde. Sie werden zu euren Gräbern dringen, Väter, Soldaten von damals! Zu den Tausenden und aber Tausenden von Gräbern, in denen ihr liegt und euren letzten langen Schlaf tut und mit euch all die Vielen und Ungezählten, die um dieses gleiche waffendrohende Frankreich

marschieren und Blut und Leben lassen mußten, seit Jahrzehnten und Jahrhunderten. Sie werden euch sagen, und wie ein Weckruf wird es klingen:

Wir kommen, Soldaten wie ihr, Soldaten einer neuen Zeit. Wir kommen, Junge und Alte, der neue Sturm, eine frische Mannschaft, um dort anzusetzen, wo man euch ablöste. Eure Gräber sind die Schützenlöcher, aus denen die neue Welle, Blut von eurem Blut, aufspringt und vorwärtsstürmt zum Angriff und Gefecht.

Es dröhnt die Luft von den Trommeln der Freiheitskriege, vom Prasseln der Mitrailleusen, dem Trommelfeuer der Geschütze in den Schlachten um das Erste Reich und um das Zweite.

Jetzt ist das neue Reich geboren.
Und die es schaffen halfen, marschieren.
Und die es hüten wollen, marschieren.
Alle hüten es. Ein Volk marschiert.
Gegen Frankreich. Wieder gegen Frankreich!

Das Neutralitätsbächlein

Es ist ganz früh am Morgen. Die Sonne ist eben aufgegangen. Neben uns leuchten auf dem blauen Straßenschild in frischer Farbe die Buchstaben des Wortes: France.

Vor uns liegt ein etwa zehn Meter breiter Graben, ein kleiner Fluß, ein langsam rieselnder Bach. Das ist die eigentliche Grenze zwischen hüben und drüben, zwischen Belgien und Frankreich, zwischen Alliierten, heimlich Alliierten. Darum bedarf auch dieser Bach keiner Bastionen mit Geschützen und Maschinengewehren wie an der Maas. Die Maas war gegen Deutschland. Der Bach hier aber ist gegen Frankreich. Und zwischen beiden liegt Belgien. Und das war ein gewissermaßen, sozusagen, und wenn mich nicht alles täuscht, und wenn es keiner merken sollte, einerseits nicht, hinwiederum doch, nun: Belgien war ein neutrales Land!

Und darum ist der Bach nicht verbarrikadiert (gegen Frankreich).

Aber ein Haufen Minen liegt herum (gegen Deutschland). Sie liegen am Ufer und im Wasser, etwa ein Dutzend dieser kommißbrotartigen Minen.

Der deutsche Panzerspähwagen der Spitzensicherung verhält. Aufmerksam betrachtet sein Führer das Gelände vor ihm, das Dörfchen Hestrud jenseits des Baches.

Hinter uns liegt ein zerschossener französischer Panzer, in der Nacht von unserer Panzersicherung außer Gefecht gesetzt. Sie gehören nun schon zum alltäglichen Bilde, diese zerschossenen und ausgebrannten schweren französischen Tanks. Haufenweise lagen sie auf und am Rande der Straße von Philippsville nach Beaumont, auf der die deutschen Panzer vorgebrochen waren in unwiderstehlichem Angriff, wie alle Tage zuvor.

Wir gehen die steile Straße hinunter, die über den Bach hinweg, hinein in das erste französische Dorf führt. Flüchtende Zivilisten, zumeist Belgier, Frauen, alte Männer und Kinder, wagen sich schüchtern im Straßengraben von drüben her zurück hinter

unsere Linie. Wir lassen sie unbehindert passieren: „Allez, allez!“ Ein paar aufmunternde Worte. Für euch ist der Krieg zu Ende, für euch und euer Land! Keine Gefahr mehr! Allez, allez, Richtung Heimat! Dort seid ihr wichtiger, zur Ackerbestellung und zum Kühemelken. – Sie danken wortreich und mit unbeholfenen Handbewegungen. Sie haben genug von Frankreich und seinen Soldaten.

Die letzten tauchen in diesem Augenblick auf, die letzten der geflüchteten französischen Nachhut.

Eine Gruppe ist es, 200 Meter vor uns, jenseits des Baches. Sie sind waffenlos und schlendern die Dorfstraße entlang, weg vom Bach, weg von uns.

Wir rufen sie an. „Halt!“

Wir fordern sie auf, zu uns herüberzukommen.

Aber sie gehen, ohne sich umzusehen, weiter, neben einigen Zivilisten, die gleich ihnen den jenseitigen Ausgang des Dorfes zu gewinnen suchen.

Zwei Warnungsschüsse mit der Pistole. Im Handumdrehen ist die Gruppe in den Häusern verschwunden.

Vorsichtig tasten wir uns an den Minen vorbei, auf die sie uns locken wollten, wir gewinnen das jenseitige Ufer des Flüßchens. Der Panzerspähwagen wird vorgezogen, schießt ein paar Warnungsschüsse in das Dorf. Eine Viertelstunde später haben unsere Stoßtrupps die Häuser durchsucht, und als Gefangene zurückgebracht wird nicht nur die eine Gruppe, sondern ein ganzer Haufen anderer, die sich in den Häusern versteckt hatten. Ihr Vertrauen auf die noch bevorstehenden Waffentaten der französischen Armee ist nicht gerade überwältigend.

Pioniere mit Gerät werden herangezogen. In Augenblicksschnelle ist es abgeladen. Die Minen werden weggeräumt. Bohlen und Balken werden mit geschulten Handbewegungen in knappster Zeit zum festen Gefüge einer Notbrücke verbunden. Und wieder läuft der peinlich genaue Vormarsch eines großen Verbandes ab, läuft weiter, dem Gegner nach. Fahrzeuge auf Rädern und Reifen rollen über die frische Notbrücke. Panzer durchqueren den Bach. Sie bedürfen keiner Brücke. Flüchtig nimmt das Auge die Umrisse dieses ersten, verlassenen französischen Dorfes wahr. Schon dehnen sich

wieder, rechts und links von der Straße, Felder und Wiesen, wie drüben in Belgien.

Und wie in Belgien werden wir sie nunmehr auch in Frankreich neben und hinter uns lassen. Wer vermöchte die Tausende von Zentnern Stahl auch aufzuhalten, die auf dieser Erde entlang wuchten, wem gelänge es, diesen Millionen grauer Feldsoldaten den Glauben an den deutschen Sieg, der schon den halben Sieg bedeutet, aus den Herzen zu reißen!

Wunder aus Stein und Stahl

Seit einer Stunde donnern unsere Batterien.

Die Luft ist erfüllt vom Dröhnen der Geschütze. Wir liegen zum Angriff entwickelt beiderseits der Vormarschstraßen im Gelände. Hinter uns die Häuser eines Dorfes. Dort sind im Schutz der Mauern oder in den Gärten, in Deckung gegen Sicht, die Fahrzeuge abgestellt.

Vor uns und neben uns, überall im Umkreise, zerbirst die Erde unter krachenden Einschlägen.

Vier Kilometer vor uns wölben sich die Stahlkuppeln der ersten schweren Bunker in der verlängerten französischen Maginotlinie aus der Erde.

Und dieser Name Maginot hängt wie ein Fanal aus Pulverrauch und Mündungsfeuer in der schwingenden Luft.

Maginot – das heißt Beton und Stahl und Eisen, das ist tödlicher Odem aus tausend verdeckten Schlünden, das sind Tausende und aber Tausende Granaten, das ist eine Millionenstückzahl von Maschinengewehrgeschossen. Stacheldraht in so vielen Kilometern, daß man die Erde damit umspannen könnte, riesenlange Reihen von Höckerhindernissen und gewaltigen Stahlreitern, von Tankfallen und Panzergräben, Minen im ganzen Gelände schützen das Vorfeld der Bunkerlinie.

Maginot ist mehr als ein Befestigungswall, mehr als ein mit allen Mitteln der Kriegstechnik hergestellter Verteidigungsgürtel. Maginot ist ein Begriff geworden, nicht nur in Frankreich, überall in der Welt. Der Begriff der Unüberwindlichkeit. Maginot ist die felsenfeste Hoffnung und der tiefste Glauben von Millionen Franzosen, aller Franzosen, aller Engländer.

Bis hierher mögen die Deutschen kommen mit ihren Panzern und ihren Stukas. Hier ist der Traum zu Ende. Hier rennen sie sich die Köpfe ein. Hier hilft kein Panzerwagen und keine Fliegerbombe. Hier sitzen wir in der Erde, tief drinnen in der

mütterlichen Erde Frankreichs, wir, die Soldaten der großen Nation. Wir, die Verteidiger aller hohen Ideale der Menschheit, die Sieger des Weltkrieges!

Maginot war das Zauberwort, das den Sparstrumpf auch des kleinsten französischen Rentners öffnete. Millionen und Milliarden Franken sind zusammengeflossen zum Bau dieses ineinander und miteinander verschachtelten, ausgeklügelten Systems von Verteidigungsanlagen. Schon immer waren sie drüben Künstler im Bau von Festungen und befestigten Werken, seit Jahrhunderten. Die Summe dieser Erfahrungen aus all diesen Jahrhunderten, vornehmlich aber aus den vier blutigen Jahren des Weltkrieges, hat im Beton und Stahl, in der ganzen Anlage dieser Maginotlinie ihren Niederschlag gefunden.

Im Weltkrieg half das Marnewunder. Es war Bewegung. Flankenstoß, Umklammerung und – Kriegsglück.

Die vielen Zufälligkeiten und Unwägbarkeiten beim strategischen Wagnis sind nunmehr ausgeschaltet. Das Kriegsglück ist eingefangen und zu gepanzertem Stein geworden. In den Bunkern von heute hat man das Wunder von damals gebändigt. Das neue Wunder, untrüglich und unüberwindlich, heißt Maginot.

Und jetzt liegen wir ihm gegenüber.

Männer gegen Maginot

Und wir haben gar keinen Respekt vor diesem steingewordenen Wunder. Unsere Batterien feuern, was aus den Rohren herausgeht. Sie feuern im direkten Schuß. Es fehlt uns einfach an der Zeit, Respekt zu haben. Wir wissen nur eines, wir müssen hindurch.

Die ersten, die es versuchten, mußten wieder zurück. Das waren zwei unserer Panzerspähwagen. Sie waren frech und gottesfürchtig bis dicht an die Bunkerlinie herangefahren. Mit ihren Maschinengewehren hatten sie auf die Scharten gehalten, daß es nur so prasselte. Aber so einfach ging die Sache doch nicht. Die drüben waren auch auf der Hut. Sie lagen, unsichtbar, gedeckt und unverwundbar, in ihren dicken Betonkammern und erwiderten das Feuer aus allen Rohren. Mit mehreren Paktreffern im Balge mußten unsere Panzerspähwagen wieder kehrtmachen. Sie haben Glück gehabt. Außer glatten Durchschüssen war kein Schaden an Mensch und Motor angerichtet worden.

Granaten rauschen durch die Luft. Die Erde dröhnt von den Einschlägen. Splitter wirbeln herum. Es gibt ein einfaches Mittel, ihnen zu entgehen. Man muß nicht gerade dort liegen, wo sie niederschwirren. Aber das Mittel verliert an Wirksamkeit, wenn sie überall einschlagen. Und sie schlagen überall ein. Da heißt es nur aufpassen und die Nase rechtzeitig wegnehmen. Welch ein Feuerwerk! Wie an der Maas!

Im Windschatten einer Hauswand ist ein einfacher Tisch mit wackligen Beinen aufgestellt. Der Tisch ist bedeckt mit großen Generalstabskarten, die mit einem Gewirr von blauen und roten Linien durchzogen sind. Über diese Karten beugt sich der Kommandierende General. Ein Generalstabsoffizier nimmt neue Eintragungen vor. Geburtsstunde neuer taktischer Entschlüsse. Sie arbeiten schweigend und so ruhig wie zu Hause am

Schreibtisch. Im Windschatten des Hauses, nicht in seinem Feuerschatten.

Wenn man sich, hier vorn, zwischen den Büschen vorsichtig aufrichtet und hinüberlugt, dorthin, wo die Feuerblitze knallrot und gelb aufzucken, sieht man sie drüben liegen wie graue Raubtiere, die sich dicht an die Erde krallen, gefräßig und sprungbereit: die feindlichen Bunker.

Unsere Artillerie nimmt Stellungswechsel vor. Jetzt, von der Flanke her, ist ihr Beschuß noch wirksamer. Lage auf Lage kracht hinüber. Steter Tropfen höhlt den Stein, auch das steingewordene Betongefüge.

Dennoch soll es noch Stunden dauern. Zwar sind zwei, drei Bunker schon ausgefallen. Sie feuern nicht mehr. Ihr Leben ist erloschen. Das Wunder hat seine Kraft verloren. Aber es gibt viele Bunker, und sie sind noch feuerkräftig. Und dennoch: der Nimbus der Unbesiegbarkeit ist ihnen genommen. Einbruch und Durchbruch sind nur noch eine Frage der Zeit. Die Panzer müssen es machen.

Panzer und Pioniere.

Die Pioniere arbeiten unten in der Straßensenke. Dort ist eine Brücke gesprengt. Sie muß instand gesetzt werden. Um sie herum schwirrt es von Maschinengewehrgeschossen. Kreischend und zwitschernd platschen sie auf den Schottersteinen auf. Querschläger spritzen weg. Die Pioniere arbeiten. Ihre Haltung ist ein wenig mehr gebückt. Sie müssen sich ducken, mal den Kopf wegnehmen, mal sich hinschmeißen. Aber sie arbeiten. Neben ihnen filmt einer. Damit die Mütter und Kinder zu Hause wissen und es in der Wochenschau sehen können, was Väter und Söhne im Kriege machen.

Die Panzer wuchten heran. Wie Wasserströme aus geöffneter Schleuse ergießt sich die erste Welle ins Gelände. Mit der ersten Welle fährt in seinem Befehlspanzer der General. Derselbe, der die Maas bezwang. Und wie an der Maas ist auch derselbe Leutnant, der damals sein Begleitoffizier war, wieder mit dabei. Diesmal fährt er als Richtschütze eines schweren Kanonenpanzers mit. Der Angriff rollt.

Wie eine flammende Sperre liegt das schwere französische Artilleriefeuer vor den Hindernissen aus Stahl und Beton. Aus

allen Scharten peitschen die Maschinengewehrschüsse. Dazwischen kracht es schmetternd vom Abschuß zahlreicher Pakgeschütze.

Der General läßt sofort Nebelgranaten schießen. Graue Schwaden wälzen sich ins Gelände, bedecken alles mit dichtem Schleier. Mitten hinein in das wallende Nebelmeer nehmen die Panzer ihren Weg. Ihnen folgen, springend, vorwärts keuchend, mit fliegendem Atem, die Pioniere. Sie hasten mit ihren gestreckten und geballten Sprengladungen bis dicht an die feindlichen, igelförmigen Stahlsperren heran. Splitterndes Krachen. Stahlteile und Steinbrocken fliegen ihnen um die Ohren. Volle Deckung! Köpfe weg! Weiter.

Sie schmeißen sich auf die Erde, drehen sich auf die Seite, ihre Hände fassen die Drahtscheren. Kräftiges Zudrücken. Knirschend springen die Enden des zerschnittenen Drahtes weg. Ihre Gesichter sind rauchgeschwärzt. Rinnsale von Schweiß ziehen ihre hellen Streifen. Ihre Hände sind zerrissen und blutig. Zerrissen sind die Uniformen. Um sie herum ist die Hölle.

Von der Flanke her fahren die Panzer durch die gebahnten Gassen bis dicht an die Bunker heran. Es gibt kein Halten mehr. Tempo, Tempo ist die Parole. Wie hatte der General gesagt? Wir boxen uns durch! Das ist sein ständiges Wort, ist sein strategisches Gesetz. Es wird zum geflügelten Wort in seiner Division.

Sie boxen. Mit der Faust gegen Beton. Buchstäblich. Der Rausch des Kampfes hat sie alle gepackt. Die Panzerschützen springen aus ihren Fahrzeugen. Mit schnellen Schritten stürmen sie an die ungefügen Betonklötze heran. Sie werfen ihre Sprengladungen durch die offenen Scharten. Jetzt ist drinnen die Hölle los. Es dröhnt von Explosionen. Aber schwerer als sie wirken die seelischen Erschütterungen. Besonders auf Leute, die an das Wunder der Unbesiegbarkeit glaubten. Bis vor einer Stunde noch. Die sich wie Schildkröten unter ihrer dicken Hornschale sicher wähnten und gefeit gegen den Tod. Aber jetzt ist er mitten unter ihnen und wirbelt seine Sense mit wildem Schwunge.

Die ersten feindlichen Besatzungen ergeben sich. 30 Mann sind es. Unter Führung eines Offiziers verlassen sie waffenlos ihre

Bunker. Als Gefangene werden sie nach hinten geschickt. Zurück. Wo immer wir es mit den Franzosen zu tun haben werden, hier und überall und an allen Tagen, wird dieses Wörtchen zurück die Richtung kennzeichnen, die sie zu nehmen haben, von der Stunde ab, da die Panzer ihnen auf den Leib rückten.

Immer mehr Gefangene tauchen auf, erst in einzelnen Trupps, dann in immer stärker werdenden Abteilungen. An den stahlgrauen Fahrzeugen, von denen nichts sichtbar ist als die drohenden Rohre, fluten sie vorbei, nach hinten, in die Gefangenschaft.

Die erste Bunkerlinie ist durchbrochen. Den deutschen Kampfwagen folgen die Kradschützen zu Fuß. Die räumen die restlichen Hindernisse weg, kämmen das Gelände durch und verbreitern den Weg für die nachfolgenden Teile. Die dichten Schwaden künstlichen Nebels vermischen sich mit dem aufsteigenden Abendnebel des feuchten Wiesengeländes zu einer alles verhüllenden grauen Wand.

Jetzt ist der Augenblick für die deutschen Panzer gekommen. Für alle Panzer, alle Wellen. Jetzt heißt es: Antreten zum Durchbruch. Den feindlichen Divisionen nach, die sich sicher wähnten hinter dem Wall von Stahl und Stein, hinter dem Feuerriegel aus zahllosen Bunkerschlünden.

Ein verdeckt angelegter Bunker feuert noch. Eines seiner Pakgeschosse durchschlägt einen deutschen Panzer und zerschmettert dem Fahrer das Bein. Der Bunker wird zum Schweigen gebracht. Der ihn zusammenschießt, ist der Leutnant von der Maas. Seit damals hat er Übung darin.

Es ist völlig dunkel geworden. In diesem Augenblick gibt der General das Zeichen zum Angriff. Bis in die letzten Nervenfasern spürt jeder das Erregende dieser Sekunden. In dem matten Abendrot, das nach Westen am Himmel verschwimmt, scheint mit flammenden Lettern noch einmal das Wort Maginot geschrieben zu stehen. Aber schon zerflattert es mit den letzten Wolkenfetzen, denn die deutschen Panzer fahren. Sie fahren Angriff.

Sie fahren mit offenen Luken. Die Erde dröhnt wie von den tausend Hufen einer wilden Reiterschlacht. Es ist tatsächlich eine Attacke. Ein Kampf wie von Geschwadern auf See. Volle Breitseiten feuern die Panzer während des Fahrens ab. Nach

allen Richtungen drehen sie ihre Türme. Ein unheimliches Feuerwerk, ein gespensterhaft aufblitzendes Gewitter sind die Leuchtspurbahnen der Hunderte von Geschossen, die kreuz und quer, sich oft überschneidend, vor und neben den Panzern die Hecken und Gärten, die Häuser und befestigten Gräben abtasten und niedermähen, was sich ihnen in den Weg stellt.

Die stählerne Wucht zweier Panzerregimenter stößt vor. Feuernd und fahrend, beides mit höchster Geschwindigkeit, walzen sie alles nieder, walzen sie eine breite Fahrbahn für die nachfolgenden Teile. Der Mann im vordersten Panzer, der diese gigantische Attacke entfesselter tausendpferdiger Motorenkraft anführt, ist der General.

Sie boxen sich durch...

Drei Tage später flog einer, der diesen Panzerangriff mitgefahren hatte, mit dem „Storch“ die Linie ab. Da erst zeigte sich das Unwahrscheinliche und Ungeheuerliche dieser spukhaften Nacht in voller Wirklichkeit. Drei Reihen Bunker, Sperren, Drahthindernisse, kellertiefe Panzergräben, befestigte Eisenbahndämme, das alles war Maginot, das alles sollte den deutschen Ansturm aufhalten. –

Sie rasen über freies Gelände, durch Dörfer, kleine Städte. Hinter ihnen ist die Bunkerlinie. Vor ihnen aber ist der Feind, der flüchtende oder nichtsahnende Gegner.

Sie überholen Kolonnen französischer Fahrzeuge, die sich auf dem Rückmarsch befinden. Es ist eine Nacht voll unwahrscheinlicher Eindrücke. Auf der einen Seite der Straße die kilometerlangen Kolonnen der Franzosen, verschlafene Fahrer, denen der Kopf vor Müdigkeit vornüber gesunken ist. Auf der anderen Seite diese plötzlich heranstürmende wilde Jagd der deutschen Panzer. Wie Nachtgespenster huschen sie vorüber. Die deutschen Panzerschützen stehen in den offenen Luken, und im Vorüberfahren schreien sie den zu Tode erschreckten Franzosen zu: „A droite! – Rechts „ran!“ Und immer wieder: „A droite!“ – Es wird zum aufpeitschenden Kriegsruf in dieser wilden Nacht.

Die Panzer donnern durch das Städtchen Avesnes. Die Straßen dröhnen, die Häuser beben. Auf der Höhe über der Stadt kurzer Halt. Zu viele französische Soldaten sperren den Weg. Ihre

Waffen haben sie weggeworfen, aber Schreck und Grauen lähmen ihnen die Glieder. Kniend, mit gefalteten Händen, liegen sie am Rande der Straße. Andere schießen im Dunkel auf die Besatzungen der Panzer, auf diese von Pulverdampf, von Schweiß und Dreck geschwärzten Männer, die zum Teil neben ihren Kampfwagen herlaufen, um mit der Pistole in der Hand die Fahrer französischer Lastwagen zum Ausweichen zu zwingen.

Plötzlich erhalten sie von hinten, aus Richtung Stadt, schweres Feuer von feindlichen Tanks. Der letzte Panzer meldet dem General, daß in den Nebenstraßen von Avesnes eine größere Anzahl französischer Panzer steht, die, plötzlich wachgeworden, das Feuer eröffneten. Der Rest unserer Panzer und die Kradschützen kommen nicht weiter.

„Die Franzosen abschießen!“ sagt der General.

„Zwei mittlere und einer unserer Kanonenpanzer sind bereits außer Gefecht gesetzt!“ meldet ihm der staubbedeckte und rauchgeschwärzte Soldat, der, das zitternde Kraftrad zwischen den Beinen, neben ihm fahrbereit hält.

„Dann fährt“, so befiehlt der General, „der Leutnant noch einmal zurück!“, und er fügt lächelnd hinzu: „Dem macht das Spaß!“

„Jawohl, Herr General!“

Mit den Ketten knirschend wendet der Panzer auf der Stelle und rollt zurück, hinein in die brennende, qualmende Stadt, aus deren Straßen der Gefechtslärm der feindlichen Panzer dringt.

Jetzt sind sie an den ersten Häusern. Die Umrisse weidwund geschossener deutscher Panzer werden erkennbar. Dann brennende Kübelwagen, zerschossene Kräder unserer Kradschützen. Über dem Ganzen dichter Qualm. Hinter seinen wehenden Schwaden tauchen sekundenlang die runden Kuppeln der beiden französischen Panzer auf. Granate um Granate verläßt das Rohr des deutschen Kampfwagens. Plötzlich zischt drüben eine feurige Lohe auf. Der Betriebsstoffbehälter ist explodiert. Haushohe Stichflammen schlagen empor. Mit lautem Krachen fliegt der Munitionsvorrat beider Panzer in die Luft.

In den Straßen der Stadt ist es still geworden. Die Verbindung nach hinten ist wieder hergestellt. Von neuem setzt sich die Spitze in Marsch. –

Der neue Tag ist angebrochen. Vor den Panzern liegt kilometerweit die schnurgerade Straße nach Landrecies. In zwei und drei Reihen halten die Kolonnen der Franzosen und geflüchteter Zivilbevölkerung auf der Straße. Personenkraftwagen, Pferdegespanne und Lastkraftwagen in einem wirren Durcheinander. Dazwischen, mit laufenden Motoren und drohend auf die Deutschen gerichteten Rohren, ein französischer 32-Tonnen-Panzer.

Fünf Meter vor dem deutschen General, der in der offenen Luke seines Befehlspanzers steht, reckt sich das Geschütz des französischen Kampfwagens ihm entgegen. Er kann genau in die Rohrmündung blicken. Er tut es mit seinen kühlen grauen Augen. Er hält den Blick unverwandt auf dieses todbringende Rohr gerichtet, winkt aber in der gleichen Sekunde dem Leutnant im Panzer hinter ihm zu.

Der springt vom Wagen, schlägt mit dem Pistolenknauf gegen die Luke des französischen Tanks und zwingt mit vorgehaltener Waffe die sechs Mann der Besatzung zum Verlassen ihrer stählernen Festung. Mit erhobenen Armen kommen sie heraus, verdattert, sprachlos. Erst Sekunden später mag es ihnen zum Bewußtsein gekommen sein, welche Chance sie soeben ausgelassen haben. Aber nun ist es zu spät, nun marschieren sie schon nach hinten, aus dem Krieg hinaus.

Die Panzer fahren weiter. Auf dem Marktplatz des nächsten Dorfes stehen Hunderte französischer Infanteristen. Als sie der Panzer mit dem schwarzweißen Kreuz ansichtig werden, wollen sie Hals über Kopf in die Nebenstraßen flüchten. Aber die Panzer schwenken nur die Kanonentürme. Es ist eine unmißverständliche Bewegung. Sie verfehlt nicht ihre Wirkung. Ein Wald von Armen reckt sich sehr schnell empor. Und die Männer, die sie gehoben haben, marschieren sehr manierlich und in Reih und Glied in der befohlenen Richtung ab.

Es dröhnt aus der Luft. Deutsche Bomber erscheinen. Wie immer freuen sich auch an diesem Morgen die Panzerschützen über das Kommen der Flieger, denn ihnen verdanken sie mit ihren eigenen schnellen Vormarsch.

Da – was ist das? Die Bomber kurven über ihnen. Verdammt, das sieht ja nach Angriff aus. Es ist ja auch klar, sie können

keinesfalls die deutschen Panzer schon hier vermuten, und sie in dem Morgennebel aus dem Durcheinander der Tausende von französischen Wagen und Autos herauszukennen, ist ganz unmöglich.

Leuchtpistole 'raus! Leuchtzeichen abgeschossen!

Es geht noch einmal gut. Die Bomber haben verstanden. Sie fliegen weiter. Der Heldentod durch eigene Stukas ist an den deutschen Panzerschützen glücklicherweise vorbeigezogen.

Jetzt knirschen die Raupenketten auf dem Pflaster von Landrecies. Die Panzer der ersten Welle verhalten auf der Straße. Sie stehen dicht neben einer französischen Kaserne. Während der deutsche General seine neuen Befehle funkt, geht einer seiner Panzerleutnante in die Kaserne hinein. Es ist wieder sein Begleitoffizier, der von der Maas. Laut hallen seine Schritte auf den Fliesen der langen Korridore. Die Pistole in der Hand, bleibt er stehen und schreit, daß es durch die Gänge hallt:

„Les officiers a moi!“

Türen öffnen sich, werden zugeschlagen. Tatsächlich, sie kommen. Sie kommen schnellen Schrittes, sporenklirrend, die französischen Offiziere. Aus allen Gängen eilen sie herbei, schreiten die Treppen herunter, gehen auf den deutschen Leutnant zu, der da mit dem Rücken an der Wand allein steht und spielerisch den Lauf seiner Pistole gegen den Handteller tätscheln läßt. Sie stehen vor ihm, die Hand an der Mütze. Ein französischer Korporal ist dienstbeflissen herbeigeeilt und hat die noch fehlenden französischen Offiziere aus ihren Zimmern geholt.

Es wird keine feierliche Ansprache gehalten. Mit knappen Worten befiehlt der deutsche Panzerleutnant den französischen Offizieren, sie hätten sofort ihre Kompanien im Hofe antreten zu lassen. Feldmarschmäßig, Stiefeln in denselben, mit Gewehr! Aber ein bißchen plötzlich, wenn ich bitten darf!

Es geht sehr schnell. Sie sind im Kasernenhof angetreten, stehen in Reih und Glied, die Gewehre geschultert.

Der deutsche Leutnant greift sich den dienstältesten französischen Offizier heraus, sagt ihm drei Worte.

Der französische Major steht vor der Front, kommandiert. Sie setzen die Gewehre zusammen.

Neues Kommando. Sie machen rechtsum, marschieren ab, Richtung Ausgang.

Und an den Augen der erstaunten deutschen Panzermänner vorbei, die draußen neben ihren Fahrzeugen stehen, marschieren in diesen Augenblicken zwei entwaffnete französische Infanteriekompanien, geführt von einem deutschen Leutnant und einem französischen Major, auf der Straße auf. Sie bekommen knappe Verhaltungsmaßregeln, und dann setzen sie sich wieder in Bewegung. In Marschordnung. Allgemeine Richtung Berlin.

Sie kommen nicht viel zum Nachdenken, weder die Franzosen noch die Soldaten der deutschen Panzerdivision. Die Ereignisse jagen sich in diesen stürmischen Tagen. Weit über das befohlene Ziel hinaus sind die Panzerregimenter vorgestoßen. Wie ein Ungewitter sind sie über das Land gebraust, kilometerweit vor den nachfolgenden Schützenregimentern.

Jetzt liegen sie, eine einsame, waffenstarrende Insel, mit einer Kompanie Kradschützen zu einem Igel zusammengeballt, hier vorn, mitten im feindlichen Raum.

36 Stunden lang, anderthalb Tage, vom frühen Morgen bis zum nächsten Nachmittag, liegen sie so in der Abwehr. Hinter ihnen ist der Wald von Pomereuille, den sie soeben durchrast haben. Rechts und links in diesem Wald liegen fünf Kilometer lang zehntausende Schuß Artilleriemunition. Vor ihnen liegt das französische Städtchen Le Cateau. Und rechts und links, in 1.000 und 2.000 Meter Entfernung, sind die Marschstraßen der Franzosen in Richtung Cambrai.

Der Ordonnanzoffizier erhält von seinem General den Auftrag, mit dem Krad durch den Wald zurückzufahren, um festzustellen, wo der Anschluß nach hinten verlorengegangen ist. Den Karabiner im Anschlag, sitzt der Leutnant auf dem Sozius des Meldefahrers. Sie fahren mitten durch marschierende und lagernde Kolonnen französischer Soldaten, die die Waffen wegwarfen, als die Panzer kamen. Aber jetzt ist weit und breit kein deutscher Panzer zu sehen.

Wieder taucht Landrecies vor ihnen auf. Da – ein deutscher Panzer. Er meldet, daß die Franzosen von Norden her in die Stadt eingedrungen sind. Er selbst hat Kettenschaden.

Maschine herum, kehrt. Zurück zum General.

Meldung. Der General besteigt sofort wieder seinen schweren Achtrad-Panzerfunkwagen. In rascher Fahrt geht es zurück. Wieder mitten durch die feindlichen Truppenverbände, die bei dem plötzlichen Auftauchen des Panzerregiments in den frühen Morgenstunden völlig überrascht ihre Waffen seitlich der Straße niedergelegt hatten und noch immer unschlüssig herumstehen. Zwanzig Kilometer lang ist der Weg angefüllt mit Gruppen und Kompanien französischer Soldaten.

An der Straßenkreuzung ostwärts Marbaix trifft man auf französische Fahrzeuge. Es ist die Spitze einer ganzen Kolonne, die von Norden her kommt. Mit knirschenden Bremsen hält der schwere Achtrad-Panzer knapp vor dem ersten der französischen Fahrzeuge, einem PKW. Er wird zum Halten gebracht und der drinsitzende französische Offizier gefangengenommen.

Wie eine stählerne Bastion steht der schwere deutsche Panzer auf dem Straßenkreuz und sperrt so für die Feindkolonnen den Weg nach Süden.

Auf das Trittbrett des französischen Wagens aber springt der deutsche Leutnant.

„Suivez-moi!"... „Folgen!" schreit er dem verdutzten Fahrer ins Gesicht. Der tritt gehorsam den Anlasser. Ein solch dicker gepanzerter Brocken vor einem, da gibt es kein langes Nachdenken. Er schaltet, der Wagen setzt sich in Bewegung. Und automatisch folgen, wie eine Herde dem Leittier, die übrigen Wagen der Kolonne dem Führerfahrzeug. Höchstpersönlich weist der General die ersten zehn Wagen in ostwärtige Richtung. Verkehrsregelung wie am Potsdamer Platz, nur nicht ganz so friedlich. Denn auf den vorbeiholpernden Lastkraftwagen steht die französische Bedienung immer noch abwehrbereit an den MG. Aber der schwere deutsche Panzer, der urplötzlich aus den Staubwolken vor ihnen aufgetaucht war, hat sie so erschreckt, daß sie nicht mehr an Gegenwehr denken. Die letzten in der langen Reihe wissen wahrscheinlich noch gar nicht, was hier vorn los ist. Als sie es merken, ist es zu spät.

So rollt in langsamem Marschtempo eine Kolonne von nicht weniger als 40 französischen Lastkraftwagen, ähnlich ihren marschierenden Kameraden aus der Kaserne von Landrecies, der deutschen Linie und damit der Entwaffnung zu. Vorneweg fährt

der General in seinem Panzer. Auf dem Trittbrett des ersten Wagens steht neben dem Führersitz der deutsche Panzerleutnant. Er verfehlt nicht, die technischen Einrichtungen des französischen Wagens und die Fahreigenschaften des Mannes am Steuer gebührend zu loben. Aber als dieser ihn fragt, ob es nun direkt nach Berlin ginge, kann er nur antworten: „Direkt gerade nicht, aber in Etappen...!“

60 Kilometer Sieg

Und wieder ist es Morgen geworden, wieder scheint die Sonne. Dort, wo sie emporklimmt, lag vor zwei Tagen noch Maginot, das unüberwindliche, das wehrhafte Wunder unserer Zeit.

Das Wunder hat seine Zauberkraft verloren. Es gibt keine Wunder mehr. Es gibt nichts, was auf die Dauer den Vormarsch einer Truppe deutscher Soldaten aufhalten könnte. Weder Flüsse mit gesprengten Brücken, Wegsperren, noch Bunker aus Stahl und Beton. Nichts.

Denn sie haben drüben, als sie die Maginotlinie erbauten, als sie Stahl und Beton zum Wunder erkoren, es mit dem Zauberschein des Unbesiegbaren versahen, da haben sie das Wesentlichste vergessen: das kämpferische Herz der Männer im feldgrauen Rock. Das war mehr wert als alles Material, auch das beste.

Sie haben vergessen, als sie diesen Krieg leichtfertig vom Zaun brachen, daß nicht nur Divisionen und Armeen marschieren würden, sondern ein Volk. Ein soldatisches Volk, mit einem Soldaten an der Spitze.

60 Kilometer tief wurde der Angriff der deutschen Panzerregimenter in einem Zuge in dieser einen Nacht und an dem folgenden Morgen vorgetragen. 60 Kilometer! Sie wurden zur Straße des Sieges.

Was sich in Polen in der Tucheler Heide tat, es ist nur ein Bruchteil dessen gewesen, was sich am nächsten Tage den nachrückenden deutschen Truppen als Anblick bot. Meilenweit waren die Straßen bedeckt mit Fahrzeugen und Ausrüstungsgegenständen der zusammengehauenen Franzosen. In endlosen Zügen marschierten Gefangene zurück. Hunderte, Tausende. 4.000 insgesamt.

Sie waren zusammen alle eines Geistes gewesen, und sie werden es weiter sein, diese Panzerschützen, die Pioniere, die Kradschützen, die Männer der Schützenregimenter, sie alle, die

das schwarze oder das feldgraue Tuch tragen, Soldaten und Offiziere, bis hinauf zu ihrem General, von dem seine Umgebung schon vor diesem Krieg den Eindruck hatte, er würde mit dem Maschinengewehr unter dem Arm in die Reihen des Gegners hineinstürmen.

Er ist hineingestürmt. Er hat sich durchgeboxt. Dieser General mit dem braungebrannten Soldatengesicht und dem jungen Herzen, der einmal Kommandant des Führerhauptquartiers gewesen war und dem der Führer nunmehr das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verlieh. Da hing es nun neben dem Pour le merite aus dem Weltkriege. Und jenem Leutnant, der zu Hause ein hohes Staatsamt bekleidet und der sonst andere Aufgaben hat, als feindliche Bunker zu zerschießen und Gefangene zu machen, heftete der General das Eiserne Erster an die Brust. Gleich neben dem Goldenen Parteiabzeichen fand es seinen Platz, und es war das erste EK. I, das in der Division verliehen wurde. – Und von dem Leutnant, diesem einen von vielen, ist auch nur deshalb erzählt worden, weil es den Geist kennzeichnet, den sie hier draußen besitzen, alle diese Männer, von denen die meisten das Braunhemd trugen, bevor sie es mit der schwarzen oder der feldgrauen Uniform vertauschten, und von denen viele bald das schwarzweißrote Band im Knopfloch oder das Kreuz an der Brust noch tragen werden. Neben ihnen marschierten die Alten, die den Weltkrieg schon mitgemacht haben. Aber um beide schlang sich die gleiche Idee, der gleiche Glaube, der gleiche Wille. Denn nie wären all diese Leistungen, die, mit dem Maßstab vergangener Epochen gemessen, geradezu unvorstellbar erscheinen müssen, in einer solch knappen Zeitspanne möglich gewesen, wenn nicht in jedem der deutschen Sturmsoldaten ein Funke der großen tragenden Idee vorhanden wäre, die Adolf Hitler in unsere Herzen brannte.

Immer weiter weg vom Torfeld unseres Industriegebietes wird der Kampf getragen, aber immer näher heran an den einzigen verschlagenen und hinterhältigen Feind des Jahrhunderts, dieser neuen Zeit: England.

Die Maginotlinie liegt hinter uns. Es gibt keine Wunder mehr.

Vor uns aber, ein ganzes Stück zwar noch, aber doch erreichbar, liegt England. Und von ihm sagte der Führer: Es gibt keine Inseln mehr!

Aber ihn und seine deutschen Soldaten, die gibt es.

Das internationale Hotel

Das Haus, in dem wir liegen, ist drei Stockwerk hoch. Früher war es noch höher. Aber gestern ist ihm der Dachstuhl wegrasiert worden. Und bei diesem gewaltsamen Schnitt ist ein Teil des vierten Stockwerks denselben Weg mit den Granaten mitgegangen. Wenn man den Kopf aus den Löchern an der Decke des dritten Stockwerkes hinausstreckt, kann man die Sterne sehen. Aber man kann auch die Schrapnellsplitter sehr deutlich schwirren hören. Beides ist möglich. Aber da man auf diese Weise den Sternen sehr schnell ganz nahe kommen kann, näher, als einem im Augenblick vielleicht lieb ist, empfiehlt es sich, den Kopf gar nicht hinauszustrecken.

Das Haus ist ein großes Hotel, mit vielen Zimmern und vielen Betten, breiten französischen Ehebetten. Es liegt an der Straße, ringsherum von Wald umgeben. Und dieser Wald, das ist der Foret Mormal. In dem hat sich seit dem Morgen allerhand getan. Es tut sich was am Nachmittag, am Abend, die Nacht hindurch und dann noch einen ganzen Tag lang. Und wenn das vorbei ist, dann wird es drei Tage später wieder von neuem losgehen, denn in diesem Walde stecken zwei kriegsstarke französische Divisionen. Von denen aber wissen wir weder zu dieser Stunde etwas noch zwei Tage später, nachdem wir den Wald längst durchstoßen haben werden. Erst lange Zeit später hören wir davon, daß diese beiden französischen Divisionen sich ungesehen in dem riesigen Walde, den man stundenlang durchlaufen könnte, ohne etwas anderes zu sehen als Bäume, verborgen gehalten haben. Erst als deutsche Infanteriedivisionen Tage später den Panzern folgten, kamen die Franzosen aus ihren Verstecken hervor. Aber nicht waffenlos und mit erhobenen Händen, sondern es gab heftige, tagelange Kämpfe, Waldgefechte reinster Prägung.

Jetzt aber sitzen wir auf der Bank vor dem Hause und lassen es uns gut sein. Der Krieg besteht nicht nur aus Gefechten, Schlachten, Marschieren, Fahren und Schießen, sondern er kann auch einmal aus gutem Essen und einem tiefen Schlaf bestehen.

Fangen wir mit dem Essen an. Ober, die Speisekarte!

Mit einer schnell gerafften Serviette unter dem Arm, über alle Backen grinsend wie ein Honigkuchenpferd, die Mundwinkel emporgezogen, daß sie von einem Ohr zum anderen reichen, aber sonst völlig in der strammen hackenknallenden Haltung eines feldgrauen Gefreiten, nähert sich Odysseus der Zwote persönlich. Diese Bezeichnung hat er nicht deshalb, weil er, wie einst der griechische Globetrotter, auch seinerseits mancherlei Irrfahrten hinter sich hat, kreuz und quer durch Polen hindurch, durch Belgien und nunmehr in Frankreich, sondern weil er, bürgerlich betrachtet, ein Namensvetter unseres Zahlmeisters ist. Und den nennen sie Odysseus den Ersten. Zahlmeister haben mit Abrechnung zu tun, mit Aufstellungen, Bestandsnachweisungen. Selten leider mit Nachzahlungen, immer aber mit Listen. Deshalb Odysseus – der Listenreiche.

Odysseus der Zwote stammt aus Berlin, dort hört er auf den Namen Orje. Orje ist Kraftfahrer, einer dieser nüchternen, trocken witzigen Benzinkutscher, dem nichts sonderlich imponiert, der sich auf alles seinen Vers selber macht, der aber auch einen Motor schon in alle seine Teile zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen wußte, als im gleichen Jungenalter sein Vater noch mit Murmeln spielte. Orje ist treu wie Jold, findig, zuverlässig. Und was alle angeht: er kann nicht nur fahren, sondern auch kochen. Er ist ein Organisationstalent. Organisation ist alles, pflegt er zu sagen, wenn er mit todsicherem Griff das letzte Huhn in einem augenscheinlich völlig abgegrasten Dorf beim Wickel hat.

Orje hat Küche und Keller des verlassenen Hotels einer flüchtigen Prüfung unterzogen. Er hat vielerlei heranorganisiert, Teller, Bestecke, ein Tischtuch, Servietten, Büchsen und volle Flaschen.

Jetzt sitzen sie alle um den Tisch herum und langen zu. Damit die Tafelmusik nicht fehle, fängt in diesem Augenblick unsere Flak ganz in der Nähe heftig zu schießen an. Hinter den Wipfeln der

Bäume sind französische Flieger zu sehen. Einen scheint es erwischt zu haben. Plötzlich bläht sich ein weißer Fallschirm auf. Einer hat aussteigen müssen.

„Auf die Flak, zum Wohle!“ ruft einer am Tisch. Wir heben die Gläser, setzen sie an die Lippen und spucken im selben Augenblick den Inhalt vor uns in den Garten. Pfui Deubel, war das sauer!

„Orje, was haste denn da angebracht? Mensch, das ist ja Essig!“

Odysseus dem Zwoten ist ein kleiner Organisationsfehler unterlaufen. Er hat die Flaschen verwechselt.

„Das liegt nur an den dämlichen Etiketten“, meint er. „Een Kochbuch brauch' ick nicht, aber een Wörterbuch muß ick mir jetzt doch besorjen.“

Wieder schießt die Flak. Von hinten her rollt der Donner unserer Batterien heran, die das Dorf am Waldrande, vier Kilometer vor uns, unter Feuer nehmen. Ab und zu knallen Feuerstöße der Maschinengewehre dazwischen. Es ist ein friedlicher Abend.

Es ist ein sonderbarer Krieg.

Vor uns liegen sie im letzten abklingenden Gefecht, neben uns schießt die Frontflak, hinter uns donnern die Batterien. Und wir sitzen hier und essen, trinken, lassen es uns gut sein. Und wir tun es mit bestem Gewissen. Morgen, vielleicht schon in einer Stunde, sind wir wieder mitten drin, und die anderen tun das gleiche, was wir jetzt tun. Das einzig Beständige ist der Wechsel, sagen die Philosophen. Wir sind keine Philosophen, aber das Wechselvolle des Feldsoldatendaseins kennt jeder, der dabei ist. Man muß es nehmen, wie es ist. Es ist abwegig, zu fragen, wo werden wir heute abend sein, werden wir Quartiere bekommen, werden wir zu essen haben? Wenn der Abend kommt, wird entweder alles da sein, oder es wird nichts da sein. Eines von beiden bestimmt immer. Diese Zuversicht stärkt ungemein.

Es ist alles so einfach.

Die meisten Dinge, von denen wir zu Hause geglaubt haben, wir könnten ohne sie nicht auskommen, haben ihren Wert verloren. Wir sind Soldaten, wir brauchen nicht mehr, als wir bei uns tragen. Eine Krume Tabak dazu, und man ist restlos zufrieden mit sich und der Welt.

Wir sind Feldsoldaten und der Erde sehr nahe. In doppeltem Sinne.

Und auf der Erde geht alles sehr einfach zu, weil das Gesetzmäßige, das Organische eben einfach ist. Der Krieg ist auch etwas Gesetzmäßiges. Vorher sind sie alle für den Frieden, und hinterher behaupten immer diejenigen, die den Krieg verloren haben, sie hätten ihn nicht gewollt. Hinterher sehen sich auch die Schlachten und Schlachtfelder viel einfacher an. Wie haben die hier verlieren können, sagen dann die einen. Wie haben die hier gewinnen können, sagen die anderen. Es kommt immer auf den Blickpunkt an. Wer Abstand hat, sieht mehr.

Ein General sieht mehr als der einfache Soldat. Er wußte schon vorher, daß wir so über die Maas und so durch die Maginotlinie stoßen würden. Wir anderen wurden es erst gewahr, als wir schon hinüber und hindurch waren. Er wird auch wissen, warum wir nun schon stundenlang in diesem Walde liegen.

Morgen werden auch wir es wissen.

Warten wir es ab!

„Noch ein Glas, Orje, aber diesmal keinen Essig!“

Es ist schön, auf einer Bank vor dem Hause zu sitzen und in den Himmel zu starren. So etwas gab es nur in kleinen Städten und zu Großvaters Zeiten, es ist lange her.

Drüben im Obstgarten, hinter dem niedrigen Küchengebäude, liegen auch drei, die ruhig in den Himmel starren. Sie liegen schon seit dem frühen Morgen da. Erst schien ihnen die Sonne auf den Hinterkopf, dann auf die Wange und schließlich mitten ins Gesicht. Sie haben sich nicht umgewendet, sie haben nichts gemerkt, sie sind tot. Drei Franzosen sind es, keine Jünglinge mehr, keine alten Männer, im besten Mannesalter würde man sagen. Sie liegen mit wenigen Schritten Zwischenraum nebeneinander. Vor dem mittelsten steht noch das Maschinengewehr, mit dem sie gerade Stellungswechsel nach dem bergenden Waldrand hin machen wollten, als sie der Feuerstoß aus unserem Panzerspähwagen erwischte. Vor zwei Tagen haben sie vielleicht ebenso auf der Bank vor diesem Hause gegessen wie nunmehr wir. Drüben in der Kegelbahn stehen an der Wand noch die Gewehrständer, die sie sich selber gezimmert haben, mit soviel Ausfräsungen in den Balken, wie ein Zug

Gewehre hat. Sie hatten sich auf längeren Aufenthalt eingerichtet, auf Wochen vielleicht. Für ein paar Tage bedarf es keiner Gewehrständer.

Sie werden, als sie vor ein paar Tagen auf dieser Bank saßen, als sie noch lebten und guter Dinge waren, die Feldpostbriefe gelesen haben, die, nun freilich verschmiert, zerknittert und blutig, noch in ihren Taschen staken. In einem dieser Briefe lag ein Lichtbild, mit zwei Kindern darauf, einem Jungen und einem Mädchen im Alter von vielleicht zwölf und acht Jahren, Kinder von südlichem Typ. Und sie hatten einen Zettel beigefügt, auf dem stand: Schreib uns bitte bald, ob du das Bild erhalten hast.

Das Bild hat er freilich erhalten, der ihr Vater war, aber zum Schreiben des Antwortbriefes wird er wohl nicht mehr gekommen sein. Es hatte keine Eile mit dem Schreiben, dazu war noch Zeit genug, wenn man erst über den Rhein war oder den Main, wovon ihnen ihr Kapitän oft erzählt haben mag. Ihr Capitaine Lanquetin, dessen Visitenkarte noch an der Tür des Zimmers hängt, das heute nacht der deutsche Oberleutnant bewohnen wird.

Sie haben nicht nur ihre Visitenkarten hängen lassen, die Herren von der anderen Seite. Sie haben auch einen großen Stapel Generalstabskarten vergessen. So überstürzt ist ihre Abreise vor sich gegangen. Es waren keine gewöhnlichen Generalstabskarten, die da in einer Holzkiste, versteckt unter Zeltbahnen, Tornistern und Gerumpel, in einer Hofecke gelegen hatten. Cologne, stand oben auf dem Kartenrand, und Francfort. Aber Köln und Frankfurt, der Rhein und der Main, sind nun ein Wunschtraum geblieben...

Sie ist nicht einmal über die Sambre gekommen, die Kompanie des Herrn Capitaine Lanquetin, die Sambre, die zehn Kilometer hinter diesem Waldhotel sich durch das Gelände zieht und über die unsere Panzerspitze schon gestern abend vorgestoßen ist.

Die qualmenden Reste eines französischen Panzers, der vorn an der Kreuzung der beiden Waldstraßen liegt und den unsere Pak erledigt hat, sind noch eine Erinnerung an diesen nächtlichen gewaltsamen Vorstoß. Er war nicht ohne beiderseitige Überraschungen vor sich gegangen. Wie immer spielen sich die seltsamsten Erlebnisse am Rande der großen Ereignisse ab.

Der zweite unserer Panzerspähwagen verhielt in dieser Nacht sichernd auf der Straße, die Luke offen. Plötzlich werden von hinten eilige Schritte hörbar, und fast im gleichen Augenblick, da der deutsche Panzerunteroffizier das Geräusch dieser Schritte wahrnimmt, springen auch schon, keuchend und voller Hast, drei Soldaten auf das Heck des deutschen Panzerwagens. Es sind Franzosen. Im Ungewissen Dunkel haben sie das deutsche Fahrzeug für einen französischen Panzer gehalten. Aber jetzt, als sie plötzlich einen Pistolenlauf auf sich gerichtet sehen, als sie die schwarze deutsche Uniform erkennen, werden sie ihren peinlichen Irrtum gewahr. Sie heben schon die Hände, da fährt mit knirschenden Bremsen und mit abgeblendeten Lichtern ein französischer Panzerspähwagen hart hinter ihnen auf. Sie lassen die Arme wieder sinken. Einer nestelt an einer Handgranate. Es ist eine jener Situationen eingetreten, wie sie in diesem Kriege Tag für Tag zu Dutzenden vorkommen. Alles spielt sich in Sekundenschnelle ab, und hinterher weiß man nicht, wie es eigentlich zugegangen ist. Von irgendwoher krachte es plötzlich. Der rasche Rhythmus eines deutschen Maschinengewehrs hämmerte in die Nacht. Ein dritter deutscher Panzerspähwagen war aus einem Seitenweg herangekommen und hatte das französische Fahrzeug unter kurzes erfolgreiches Feuer genommen. Die Lage hatte sich damit im letzten Augenblick zwar, aber einwandfrei geklärt. Aus den drei ersten waren sechs Franzosen geworden, die nun auf ihrem eigenen Panzer den Marsch in die Gefangenschaft antreten mußten. Wenige Stunden vorher hatten wir in einem französischen Dorfe, unweit der Sambre, haltgemacht. Die schnurgerade, breite und lange Dorf Straße war voll haltender Abteilungen und marschierender deutscher Kolonnen. Da dröhnt es plötzlich von rechts her vom Traben schneller Hufe. Mitten durch die deutschen Kolonnen hindurch galoppiert wie die wilde Jagd eine Gruppe französischer Kavalleristen. Die Säbel in der Hand, die Köpfe tief nach vorn gebeugt, hocken die Reiter auf ihren schäumenden Pferden. Ein Bild, wie es die Schlachtenmaler des Krieges von 1813 dargestellt haben. Es ist so ungewohnt für die Panzerschützen, die Männer eines technischen Krieges, ja geradezu komisch in seiner Wirkung, daß kein Mensch daran denkt, hinterher zu schießen. Es

ist auch gar nicht notwendig. Denn unmittelbar hinter den flüchtenden Reitern folgt mit knatterndem Motor ein deutsches Kradschützengespann. Und der Mann am MG. knattert munter drauflos...

Minuten später kommen die Franzosen denselben Weg zu Fuß zurück, den sie eben noch hoch zu Roß entlang gesprengt waren.

So war das gestern. Wie ein Filmstreifen laufen die Ereignisse in der Erinnerung vorüber. Da gibt es Szenen voll packenden Lebens, Kämpfe, Gefechte, Tote, Verwundete, Gefangene. Da gibt es die Elendsbilder der kilometerlangen Flüchtlingszüge, Frauen mit Kindern zu Fuß, die halbflüggen auf dem bettenbeladenen, mühsam geschobenen Fahrrad, das Jüngste im Arm. Alte Männer, die sich kaum mehr vorwärts schleppen können. Zerschossene Fahrzeuge auf der Straße, Leichen, Pferdekadaver, Trümmer. Über alles hinweg, an allem vorbei geht der Vormarsch weiter.

Marschieren, gleiten, fahren...

Und morgen?

Der Mond ist aufgegangen. Stell die Essigflaschen beiseite, Orje!

Wir wollen schlafen gehen. Ihr weiches Federbett wird mir gut tun, mon Capitaine! Sie haben auch nicht gewußt, was morgen sein wird.

Oder – die Sache mit Köln und Frankfurt, dem Rhein und dem Main, sollte das wirklich Ihr Ernst gewesen sein?...

Der fremde Abschnitt

Eigentlich lag die Festung Maubeuge nicht mehr im Abschnitt der Division, sondern etwas außerhalb ihres Gefechtsstreifens. Aber wie das nun einmal so zugeht im Leben, die unvorhergesehenen Taten bringen oft den größten Erfolg.

Am rechten Flügel der Division marschierte das Panzerregiment, das damals bis zur Maas den Kern der Voraus-Abteilung bildete. Geführt wird es von einem jener elastischen Obersten, die im Weltkriege den Typ des zähen, draufgängerischen Frontoffiziers, des unvergleichlichen Grabenleutnants darstellten und die nunmehr, in der neuen deutschen Wehrmacht, an der Spitze von Bataillonen und Regimentern zu finden sind. Die Fronterfahrung haben sie von damals, die Reife der Jahre ist hinzugekommen, das Herz ist jung geblieben, das Soldatsein liegt ihnen im Blute.

Der Oberst eines solchen Panzerregiments muß der mitreißende Führer seiner Männer im Kampfe sein. Aber er hat nicht nur an die Mannschaft zu denken, sondern auch an das Material. Beides schlagkräftig zu vereinen, darauf kommt es an. Panzervormarsch erfordert blitzschnelle Entschlüsse. Die Gefechtslagen wechseln ständig.

Dieser Oberst ist Kopf und Herz seines Regiments in einem. Taktiker und Troupier. Besonnenheit und Draufgängertum. Planender Führer und Sturmsoldat. Er hat in seinem Abschnitt als erster die Maas bezwungen. Er hat den ersten harten Kampf von Panzer gegen Panzer siegreich durchgeführt. Er hat selber und persönlich mit der Pistole in diesen Panzerkampf eingegriffen.

Und wie er ist, so sind auch seine Offiziere und Männer, denn eine Mannschaft ist immer so gut oder schlecht wie ihr Führer.

Er ist von stets gleichbleibender Stimmung, immer gut gelaunt. Nur heute ist dicke Luft. Er ist böse, der Oberst. Er hat einen großen, haushohen und abgrundtiefen, einen richtigen, ehrlichen Soldatenzorn. Kluge Adjutanten haben so etwas im Gefühl, noch

bevor sie die Türklinke niederdrücken. Sie stoßen rechtzeitig ihren kameradschaftlichen Warnruf aus, auf daß sich alles verkrümele, was gemeinhin hier nichts zu suchen hat. Der Oberst ist böse. Und das ist eine schwer bedrückende Angelegenheit. Wenn ein Soldat böse ist, dann schimpft er. Er schimpft auf den Gefreiten, den Unteroffizier, den Feldwebel, den Leutnant, den Hauptmann, den Major, den Oberstleutnant... Aber bis er den Oberst noch in seine Schimpfkanonade mit einbeziehen kann, ist sein Zorn schon längst wieder verraucht. Da hat er sich mit seinem Gefreiten und seinem Unteroffizier schon längst wieder vertragen. Die weiteren Sprossen der Rangleiter, vom Feldwebel aufwärts, bedürfen schon gar nicht mehr eines reinigenden Versöhnungsschlucks. Die haben gar nichts gehört. Sie waren nur so im Vorsichhinsagen mit ein paar dicken Brocken bedacht worden. Keine gezielten Schüsse, mehr streuendes Feuer... Ein Soldat, der nicht schimpft, ist keiner. Seit den Tagen Derfflingers gehört das nun einmal mit dazu.

Ein Oberst aber ist da weit übler dran. Auf wen soll er schimpfen? Er selber steht schon so weit oben, daß vor und über ihm nicht mehr viele sind. Sein Schimpfen findet keinen Auslauf. Es geht entweder nach innen, und da bekommt der Stabsarzt Arbeit, oder es explodiert nach den Seiten, und wird seine Umgebung in ihrem seelischen Gleichgewicht erschüttert. Helfen kann nur noch eines, die befreiende Tat.

Es läßt sich denken, wie einem Mann zumute sein mußte, der direkt auf die Festung Maubeuge losmarschiert ist und dem dann plötzlich gesagt wurde, sie liege nicht mehr in seinem Abschnitt.

Die Tat hilft.

Zwei seiner Offiziere, ein Major und ein Leutnant, befreien den Oberst durch ihre eigene kühne Tat von der Last einer Unterlassungssünde, die ihm sonst ewig das Herz bedrückt hätte.

Mit zwei Panzerkampfwagen und zwei offenen Kübelwagen fahren sie frech und gottesfürchtig durch das Gelände an eines der Außenforts der Festung Maubeuge heran.

Es ist ein Sonnabend und ganz früh am Morgen.

In einem der Kübelwagen führen sie einen deutschsprechenden Franzosen mit. Ihn schicken sie, während sie selber in Deckung vor dem Fort halten, als Parlamentär in die Festung hinein. Dort

soll er dem französischen Kommandanten sagen, daß jeder Widerstand nicht nur nutzlos ist, sondern auch unklug, angesichts der völligen deutschen Umklammerung. Wenn der französische Kommandant also unnützes Blutvergießen vermeiden wolle in einer solchen, von vornherein für den deutschen Angreifer entschiedenen Lage, dann solle er innerhalb einer Stunde die Festung übergeben.

Die Stunde ist vergangen. Nichts ist geschehen.

Kurze Beratung.

Entschluß: Wir fahren auf eigene Faust in die Festung hinein.

Und so setzt sich an diesem sonnigen Morgen die grandiose Streitmacht von zwei Panzerkampfwagen und zwei offenen Kübelwagen, besetzt mit einem Major, einem Leutnant und einer Handvoll Männer, in Marsch nach der Festung.

Auf der Strecke zwischen den Außenforts und dem eigentlichen Festungskern begegnen ihnen viele französische Offiziere und Soldaten. Die Soldaten winken den Deutschen grienend zu: „Pour vous... la guerre finie...!“ „Für euch ist der Krieg zu Ende!“ Sie sind der Meinung, die vier deutschen Fahrzeuge mit ihren Besatzungen wären soeben gefangengenommen worden. Ganz im Gegenteil, denken die Deutschen und winken freundlich wieder, nicht für uns, sondern für euch wird gleich der Krieg zu Ende sein!

Kühnheit siegt. Sie fahren selber zu dem französischen Festungskommandanten, und nun reden sie mit allem Nachdruck und so eindringlich auf ihn ein, daß er sich zur Übergabe entschließt.

Nun heißt es aber eilen. Sie bekommen Forts und Festung fast ohne einen Schuß in ihre Hand. Erst am Nordrand der Stadt setzt Widerstand ein. Verstärkungen werden schnell herangeholt. Der Widerstand wird gebrochen, freilich erst nach Stunden. Und es werden noch Tage daraus. Aber die erste Bresche hatte der kühne Entschluß der zwei deutschen Offizieren mit ihrer Handvoll Männer geschlagen.

Maubeuge ist in deutscher Hand.

Dem Oberst des Panzerregiments aber ist der Zorn aus den Gliedern gefahren. Seine gute Laune war wieder da. Es wäre ja auch zu schade gewesen, wenn gerade ihm, einer papierenen

Abschnittsgrenze wegen, ausgerechnet dieser fette Happen hätte entgehen müssen...

Foret Mormal

Maschinengewehrschüsse peitschen durch den Wald, daß es ein vielfaches Echo gibt.

Der Wald ist der Foret Mormal, jenseits der Sambre. Er ist endlos lang und breit, dicht und hoch. Es ist ein unheimlicher Wald.

Seit Stunden liegen wir schon im Gefecht. Es muß buchstäblich um jeden Fußbreit Boden in dem dichten Unterholz gekämpft werden.

Wir haben es diesmal mit einem besonders zähen Gegner zu tun. Lufterkundung hatte schon vorher festgestellt, daß starke französische Reserven zur Verstärkung des Widerstandes an der Sambrelinie im Anmarsch waren. Teilweise hat man die französischen Soldaten aus den Eisenbahnzügen herausgeholt und sie in eine neue, schnelle, motorisierte Division eingegliedert. Mitten in sie hinein haben unsere Stukas ihre Bomben geworfen. Aber Teilen gelang es dennoch, im Schutze der Nacht an die gefährdete Linie heranzukommen. Mit ihnen haben wir es jetzt zu tun.

Das Unterholz prasselt von den einschlagenden Maschinengewehrgeschossen. Als böse Querschläger zirpen sie davon. In dieses Zischen und Tacken mischt sich ein seltsames Geräusch. Das Klappern einer Schreibmaschine.

Eine Schreibmaschine im MG.-Feuer, ein friedlicher Büroartikel im kriegerischen Straßengraben. Aber kein wohlriechendes und zartgewandetes Tippfräulein hämmert mit flinken Fingern die Tasten, sondern der die Schreibmaschine auf den Knien liegen hat und emsig drauflostippt, ist ein deutscher Soldat. Er hat den Stahlhelm auf dem Kopfe, und oft genug muß er den Kopf einziehen, seine Arbeit unterbrechen und sich lang machen, lang hinein in den Graben. Und das gleiche tut der andere neben ihm, der ihm diktiert, der PK.-Berichter. Drei Meter hinter ihnen aber

liegt der Kradmelder, der den fertigen Bericht nach hinten bringt. Und morgen schon können sie zu Hause in den Zeitungen lesen, was sich hier vorn getan hat.

Sie werden manches zu lesen bekommen. Immer wieder rollen die deutschen Panzer vor, um Luft zu schaffen für die Männer der Kradschützenbataillone, die beiderseits der Straßen das Unterholz des Waldes durchkämmen. Von der Flanke her, über eine breite Lichtung hinweg auf den gegenüberliegenden Waldrand, feuert unsere Artillerie, meist in direktem Schuß.

Es ist ein heißer Tag. Aus immer neuen Richtungen schlägt heftigstes französisches Maschinengewehrfeuer den Angreifern entgegen. Aber Schritt um Schritt geht es vorwärts. Ein Waldstück nach dem anderen wird in blutigem Kampfe, oft nach heftigem Handgemenge, durchgekämmt und genommen. Verwundete liegen im Unterholz. Lazarettwagen fahren heran. Manche Erkennungsmarke muß in der Mitte durchgebrochen werden. Trümmer und Gräber bezeichnen den Weg durch den unheimlichen Wald.

Seit Stunden schon ist die Luft erfüllt vom Donner unserer schweren Haubitzen, vom dumpfen Krachen der Panzergeschütze, vom kurzen schmetternden Aufschlag der Pakgeschosse.

In den späten Nachmittagsstunden ist der Ausgang des einen, mehrere Kilometer langen Waldstückes erreicht. Die Straße senkt sich. Vor uns liegt ein Dorf, dahinter aber setzt sich dieser endlose Wald von neuem fort.

In das Dorf kommen wir nicht hinein. Hier hat sich der Gegner mit Panzern, Artillerie und allen Infanteriewaffen festgesetzt. Jedes Haus müßte einzeln genommen werden. Jedes Haus ist eine Festung. Es würde unnütze Opfer kosten. Der Divisionskommandeur entschließt sich daher, deutsche Stukas anzufordern.

Schweißtriefend und mit schwarzen Gesichtern stehen die deutschen Panzermänner neben ihren Fahrzeugen, 1.000 Meter vor dem Dorfe, das sie nicht bezwingen konnten. Jetzt wollen sie die Wirkung unserer Stukaangriffe mit eigenen Augen erleben.

Man hat sie nicht kommen hören. Plötzlich sind sie da. In weiter Kurve aus dem roten Schein der untergehenden Sonne heraus

sind sie herangejagt. Sie kreisen über dem todgeweihten Dorf. Unten schießt die französische Flak. Weiße Rauchballen stehen in der Luft. Mit einem Male heult es auf vom brüllenden Lärm der Flugzeugmotoren, vom pfeifenden Geräusch der im rasenden Sturzflug beiseitegedrängten Luft. Über das linke Tragdeck sind, eine nach der anderen, die Maschinen abgekippt. Wie Geschosse, wie Weltraumraketen jagen sie der Erde zu. Und während sie sich blitzschnell gefangen haben und nun wieder den steilen Weg zur alten Höhenlage hinaufjagen, sind unten am tiefsten Punkt des Sturzfluges die Bomben aus ihren Schächten geglitten. Dumpf donnern die Aufschläge. Die Luft zittert. Qualm, Steinbrocken... Aus. In fünf Minuten ist alles vorbei. Es war einmal ein Dorf...

Den Rest vernichten die Panzer.

Von Fehrbellin bis Loquignol

Ein Panzerregiment trägt die Tradition des Reiterregiments „Großer Kurfürst“.

Und mancher Vorfahr dieser Männer, die in dieser Stunde in ihren schwarzen, zerrissenen Uniformen und in ihren stählernen grauen Kampfwagen sich zu neuem Angriff anschicken, hat die Reiterschlachten des Großen Kurfürsten mit schlagen helfen.

Zehn Kilometer sind wir seit dem abendlichen Stukaangriff vorwärtsgekommen, da gebot ein neues Dorf erneut Halt.

Es ist Sonntagmorgen. Die Sonne scheint. Sonst gingen die Panzermänner um diese Stunde in der Oder baden oder sie lagen am Ufer und aalten sich. Es ist heiß, und ein Bad täte gut. Kein sonntäglicher Frieden! Es ist Krieg, und da gibt es keine Feierstunde.

Die deutschen Panzer sind soeben aus dem Dorfe zurückgekommen. Darin steht fast hinter jeder Hauswand und hinter jedem buschigen Gartenzaun solch ein wandelndes Ungetüm der französischen dicken 32-Tonnen-Panzer. Gegen sie werden nun schon seit zwei Stunden unentwegt Angriffe gefahren. Wieder kommt es zu Einzelkämpfen von Panzern gegen Panzer, von Masse gegen Beweglichkeit. Nur zu kurzem Aufenthalt fahren die deutschen Panzerwagen zurück, zur Auffüllung von Munition, zu flüchtiger Instandsetzung, zur Bergung der Verwundeten. Es gibt nicht einen einzigen Panzer, auf dem die Spuren der feindlichen Geschosse nicht zu sehen wären. Wie Ritter aus einer Schlacht kommen sie mit zernarbten Rüstungen zurück. Und immer wieder können sie melden, daß drei feindliche Panzer oder mehr von ihnen außer Gefecht gesetzt worden sind.

Es ist wie der Klang einer alten Heldensage...

Mit schwarzen Gesichtern stehen die Männer in der offenen Luke ihrer Kampfwagen. Sie laden auf. Sie fahren ab. Unterwegs schließen sie die Luke. Sie fahren die 500 Meter bis zum Dorfe.

Die Raupenketten rasseln. Sie walzen sich über Gartenzäune hinweg, durch eingestürzte Hausmauern hindurch. Sie rücken dem Gegner wie im ritterlichen Turnier hart auf den Leib. Da stehen sie, dickleibig, voll lastender Wucht, die schweren und ungefügen rollenden Panzerfestungen der Franzosen. Wie Torpedoboote ein feindliches Schlachtschiff, so rennen die wendigen deutschen Panzer den Gegner an. Zwei Panzerkopfgranaten in den Balg, eine davon in die Kette. Los, weiter! Weiter vor und wieder zurück.

Sie bergen verwundete Kameraden. Gleich neben dem Regimentsgefechtsstand, 500 Meter vor dem Dorfe, hat der Stabsarzt in einer Scheune seinen Verbandsplatz eingerichtet. Auch für ihn ist heute ein Tag, der keine Atempause zuläßt. Schießen können die drüben auch.

Sie machen ihre Panzer wieder fertig. Die Luken sind auf. Sie holen tief Luft. Sie schließen die Luken und fahren wieder hinein in die stahlgepanzerte Höhle, wo der Drache seinen Feueratem ausstößt. Sie fahren und fechten, sterben und siegen. Es klingt wie eine Heldensage...

Sie scheinen keine Nerven zu besitzen. Eine Panzerbesatzung ist gerade damit beschäftigt, hinter einer Hecke des umkämpften Dorfes ihr Fahrzeug zu reparieren, da walzt sich ihnen von rechts her einer der dicken 32-Tonner entgegen. Aber den Mann, der da an der Gleiskette hantiert, stört das gar nicht. Er arbeitet weiter. Es fehlt nur noch, daß er dazu ein Liedchen gepfiffen hätte. Seine Kameraden aber jagen Schuß um Schuß aus dem Panzergeschütz heraus. Ein anderer Panzer erhält einen schweren Granattreffer. Jetzt ist es aus, das ist der letzte Gedanke der Besatzung. Nichts ist aus. Die Granate ist nicht krepiert. Sie ist im Schlafsack des Führers als Blindgänger gelandet.

„Meine Männer haben eine großartige Ruhe“, sagt der Oberst, während er aus dem Turm seines Panzers klettert. „Sie fahren und schießen so sicher wie auf dem Übungsplatz zu Hause.“

Am Abend ist der Widerstand der Franzosen gebrochen. An ihren Verlusten läßt sich der deutsche Erfolg ermessen. Nicht weniger als 40 Panzerkampfwagen, 10 Spähwagen, zahlreiche Pakgeschütze und eine ganze Batterie von 15-cm-Haubitzen hat

er eingebüßt. Überall entlang der Dorfstraßen und hinter den Hecken stehen die qualmenden Überreste der stählernen Kolosse und schwelen schwarz wie ausbrennende Krater. Von den Besatzungen aber ist nicht viel übriggeblieben. Meist sind sie bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Es sind Bilder einer schaurigen Vernichtung. Wo Stahl gegen Stahl anrennt, bleiben nur noch Trümmer.

Der Abendwind fächelt die heißen Stirnen der deutschen Panzermänner. Blutig war der Tag, der Sieg war ihrer.

Sie haben sich geschlagen, schweigend und tapfer, wie ihre Väter und Vorväter, diese jüngsten Nachkommen der alten schlesischen Soldatengeschlechter, Offiziere und Männer vom Traditionsregiment „Großer Kurfürst".

Von Fehrbellin bis Loquignol – Straße der Opfer, Straße des Sieges.

Immer für Deutschland.

Schlachten und Schlagworte

Der weiße Krieger hält eine Fahne in der hocherhobenen Hand, und mit ihr stürmt er einem unsichtbaren Feinde entgegen. Unter ihm liegt ein schwerverwundeter Kamerad, die Hand aufs blutende Herz gepreßt. Über den stürmt er hinweg, gewandt vorbei an der abgebrochenen Spitze eines steinernen Bajonetts. Sein Werk wird gesegnet von der Siegesgöttin, die mit ausgebreiteten Armen und in einem langwallenden Gewande hinter beiden steht.

Der weiße Krieger ist eine Denkmalsfigur. Und die Inschrift auf dem Sockel gibt bekannt, wofür er gestürmt ist und nach dem Maß der Haltbarkeit des Gesteins auch weiterhin stürmen wird:

Pour la gloire.

Überall in den Städten, zum Teil auch in den Dörfern Frankreichs findet man ähnliche Denkmäler, mal mehr, mal weniger pompös. Verkitscht sind sie alle. Sie verherrlichen den Weltkrieg und seine Opfer als eine Sache des Ruhmes. Er ist eine sehr zweifelhafte Größe, denn nahezu zwei Millionen Blutopfer in vier Jahren sind für ein kinderarmes Volk kaum eine rühmliche Angelegenheit, sondern weit mehr schicksalhafter Anlaß zu nationaler Trauer. Und es ist auch kaum anzunehmen, daß die Millionen, die damals gefallen sind, den Sinn ihres Opfers darin erblickt haben, für den Ruhm gefallen zu sein. Wessen Ruhm?

Den Ruhm ihres Landes? Es hatte an irdischen Gütern alles, was es brauchte, Raum im Überfluß, Geld im Überfluß! Jeder, der durch Frankreich marschiert, bewundert die Gnade, die einer solchen Landschaft zuteil wurde. Das Land ist ein einziger Garten. Nicht umsonst sagt man von einem, der alles besitzt, was das Dasein genußreich macht, er lebt wie Gott in Frankreich.

Und die Nachkommen jener Männer, die damals gefallen sind, diese schlichten, bedürfnislosen Landwirte, Handwerker, Arbeiter des ländlichen Frankreichs, sie machen alle nicht den Eindruck,

als ob der Ruhm ihr Lebensinhalt wäre. Natürlich ist es kein Beweis besonders vernunftgemäßen Denkens, daß sie jetzt auf den Krieg schimpfen. Das tut jeder, der von Haus und Hof vertrieben wird. Sie schimpfen auch auf ihre Regierung, freilich nur deshalb, weil die Sache schiefgegangen ist. Aber auch wenn es anders ausgegangen wäre, hätten sie selber kaum einen Vorteil davon gehabt. Sie wären in ihren vier Wänden hockengeblieben, in den Häusern dieser zum Sterben langweiligen französischen Dörfer, Kleinstädte, Mittelstädte. Sie hätten recht und schlecht das Maß an Arbeit verrichtet, das zum Leben gerade notwendig war, mit viel freier Zeit dazwischen zum Angeln oder ähnlichen Liebhabereien. In einem Frankreich, wo man wie Gott leben kann, hatten sie alle ja die Sehnsucht, wenigstens das Dasein von Hausgöttern zu führen. Eine Regierung, die ihnen ein solches Leben gewährleistete, war gut. Wurden sie daraus vertrieben, so wie jetzt, so war die Regierung eben schlecht. Sie verdiente dann tatsächlich, daß man ihr a la gorge... an die Gurgel griff.

Der Krieg war bedenklich, aber immerhin bot er die Chance eines guten Geschäfts. Eine Sache der Ruhmsucht war er für sie nicht. Wurde er aber verloren, dann war er ein Verbrechen.

Sie haben alle nicht nachgedacht, sie haben sich treiben lassen. Laisser aller, laisser faire! Sie haben zwar nicht alles geglaubt, was ihre Zeitungen schrieben. Aber sie haben auch nicht widersprochen. Wenn ihnen nur die Ungezwungenheit und die seßhafte Wohlbekömmlichkeit ihres Daseins erhalten blieben! Sie waren erstarrt in ihrem kleinbürgerlichen Wohlbehagen.

An fast allen Gemeindehäusern, den Festhallen oder Bürgermeistereien prangen die in Stein gehauenen Worte: Liberte, Egalite, Humanite. Es sind Worte geblieben, ohne Inhalt, beileibe keine Fanale zu entsprechender Tat. Sie haben sie genau so hingenommen oder gedankenlos nachgeplappert, wie sie die Kriegervereinsreden bei der Enthüllung ihrer kitschigen Ruhmdenkmäler hingenommen und nachgeplappert haben.

Wir haben Tausende und Zehntausende von Flüchtlingen auf unserem Zuge quer durch Frankreich getroffen. Die meisten zu Fuß mit Sack und Pack, ein Teil mit Fahrrädern oder mit Pferdefuhrwerken. Sie alle aber keuchend, hungrig, erschöpft.

Wir haben aber ebenso Tausende und Zehntausende von Flüchtlingen gesehen, die, als es dann nicht mehr schoß, in den neuesten und elegantesten Limousinen die Straßen entlangfegten. Immer vorbei an ihren Volksgenossen zu Fuß, von denen die meisten Frauen waren und Kinder. Aber wir haben es nicht einziges Mal erlebt, daß auch nur einer dieser eleganten Autofahrer angehalten hätte, um einer erschöpften Mutter mit ihren Kindern die Last des Fußmarsches abzunehmen. Gleichheit und Menschlichkeit standen in Stein gehauen. Da standen sie gut. Das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit aber ließ es nicht zu, den Raum im eigenen Auto mit einem fremden Fußgänger zu teilen.

Wer den Flüchtlingen half, das waren die deutschen Soldaten. Und dabei haben gerade die Flüchtlinge sich oft am schändlichsten gegen unsere wehrlosen Gefangenen benommen.

Sie haben immer so viel von ihrer Kultur erzählt. Sie mag einmal vorhanden gewesen sein, vor Jahrhunderten, aber später ist sie zum Schlagwort erstarrt, genau wie ihre Dörfer, ihre Städte, ihr ganzes Dasein hinter der Chinesischen Mauer der Maginotlinie erstarrten.

Ein gefangener französischer Major, dem nach seiner Vernehmung die deutschen Waffenerfolge mitgeteilt wurden, wischte sie mit einer theatralischen Handbewegung weg, so daß der Faltenwurf seines Feldumhanges der Toga eines Cäsaren ähnlich wurde. „L'esprit!“ sagte er. Der unvergleichliche Geist Frankreichs wird der beste Arzt am Krankenbett der armen Marianne fein!

Sie haben schon immer eine Schwäche für rhetorische Architektur gehabt, auch wenn schließlich nur Gemeinplätze dabei herauskamen. Deshalb haben sie sich von ihren Regierungsadvokaten auch so willig Honig um den Mund schmieren lassen.

So lange es bei Honig blieb, war alles in schönster Ordnung.

Als aber Essig daraus wurde, spielten sie die Rolle der Verführten, und nun hoffen sie auf Großmut.

Sind sie zu bemitleiden?

Nein. Denn als Gesamtheit erleben sie ein Schicksal, das sie insgesamt auch selber verschuldet haben.

Es gibt verblühende und aufblühende Völker.
Sind sie als Volk verwelkt? Ist das ihr Schicksal?

Nacht vor Arras

An der Kreuzung zweier Landstraßen steht ein Haus. Es ist das einzige Haus im weiten Umkreis. Die eine Landstraße führt beinahe schnurgerade von Cambrai nach Arras, die andere ist eine Nebenstraße.

Dieses Haus dient der französischen Artilleriebeobachtung als Richtungspunkt. Sie setzen ihre Granaten haargenau hinein, auf die Kreuzung oder mitten auf die Straße.

Sie können uns nicht viel anhaben, die meisten deutschen Kolonnen sind schon hindurch. Wer jetzt kommt, muß eben den Augenblick abpassen und dann im Carracho das gefährdete Stück hinter sich bringen. So etwas hat man ja bald spitz.

Die es aber nicht spitz bekommen, sind die langen Kolonnen von Flüchtlingen, die aus dem gefährdeten Arras heraus ihren Weg zurück nehmen. Es ist ja schließlich auch nicht von ihnen zu verlangen, daß sie sich wie Soldaten benehmen. Sie rasseln mitten hinein. Wir können es genau von der Strohferme aus, in der wir als Seitensicherung liegen, durch die Gläser beobachten.

Immer wieder krachen die französischen Granaten in die Trupps und Gruppen der französischen Flüchtlinge, mitten hinein in die eigenen Landsleute. Dabei hat der französische Aufklärungsflieger, der wiederholt über dem Gelände kreiste, zweifelsfrei feststellen können, wer da unten marschiert. Es stört sie drüben nicht. Sie schießen weiter.

Als wir dann unsererseits mit Anlauf über die Feuerkreuzung hinweghasten, sehen wir die Wirkung der Granaten. Die französischen Artilleristen haben den Ruf von Schießkünstlern. Sie haben ihn heute erneut bekräftigt. Jeder Schuß hat gesessen. In die eigenen Landsleute. In die Frauen und Kinder. Vielleicht war es der eigene Vater, der drüben als Richtkanonier seinen Dienst versah...

Das Städtchen vor uns heißt Vis-en-Artois. Hier beziehen wir für diese Nacht Quartier. Viel Auswahl gibt es nicht. Die Häuser sind durch das Artilleriefeuer zerstört, den Rest besorgten die englischen Flieger, die vor einer Minute aus ganz großer und ungefährlicher Höhe ihre Bomben abgeworfen haben.

30 Kilometer hinter uns liegt Cambrai, 10 Kilometer vor uns Arras. Wir sind im Räume der größten Tankschlacht des Weltkrieges.

Aber diesmal ist es anders als damals, als die deutsche Front beinahe aufgerollt worden wäre. Diesmal sind wir die Angreifer, haben wir das bessere Material, aber die gleichen Soldaten, wie sie damals waren und die schließlich doch noch die Wellen der englischen und französischen Tankgeschwader zum Stehen brachten.

Jetzt bringen wir sie zum Laufen. Seit Tagen schon. Seit dem Durchbruch durch die Maginotlinie hinter der belgisch-französischen Grenze sind sie drüben nicht mehr zum Halten gekommen. Tag und Nacht blieben die deutschen Panzer ihnen auf den Fersen. Die Panzer und die Flieger. Was die einen unten auf der Erde ausließen, besorgten die anderen von oben. Vor Cambrai wurde ein französischer Flugplatz so von ihnen beharkt, daß er einem Trichterfelde glich. In den Trichterlöchern und den zerstörten Hallen lagen 40 französische Kampfflugzeuge. Sie waren flügellahm geworden.

Seit Cambrai aber haben wir es auch zum ersten Male in diesem Kriege mit Engländern zu tun. Hier liegen uns die ersten englischen Divisionen gegenüber. Näher sind sie uns nicht entgegengekommen. Die Engländer sind ein konservatives Volk. In diesem Raume, der zahllose Friedhöfe ihrer Weltkriegsgefallenen birgt, fühlten sie sich damals, im Jahre jener Tankschlacht, die sie als ihren Sieg bezeichnen, als die Herren. Sie hofften, es wieder zu sein.

Sie haben ihre Rechnung ohne die deutschen Panzer gemacht. Zwar kämpfen sie hart und zäh, die Engländer, aber den einmal in Schwung gekommenen Angriff der deutschen Divisionen vermochten sie ebensowenig zum Stoppen zu bringen wie die Franzosen. Jetzt haben sie sich in Arras festgesetzt.

Die deutsche Kriegführung hat noch niemals auf sogenannte Prestigeerfolge Wert gelegt. Auf eine Stadt mehr oder weniger kommt es nicht an. Ist der Weg durch Arras zu opfervoll, so werden wir Arras eben umgehen. –

Um 14.45 Uhr haben sich die Panzerregimenter in einer tiefen Wiesensenke bereitgestellt. Pünktlich um 15 Uhr läuft der befohlene Angriff an.

In mehreren Wellen und in breiter Front walzen die schweren Raupenketten durch das hangreiche Gelände. Es ist wie geschaffen für einen Panzerangriff.

Vorn, an der Seite eines Waldstückes, steht in der offenen Luke seines Panzerspähwagens der General. Er läßt den Angriff ablaufen wie Seydlitz bei Roßbach. Es fehlte nur, daß auch er als Zeichen die Tabakspfeife in die Luft geworfen hätte. Schlachten vom Feldherrnhügel aus persönlich zu leiten, war zu Zeiten Friedrichs des Großen üblich. Es ist wieder modern geworden in diesem Angriffskriege. Welch ein Unterschied gegenüber den erstarrten Fronten, die in dem gleichen Gelände im Weltkriegsjahr der Tankschlacht sich hier gegenüberlagen.

In unseren Reihen sind viele, die damals mit dabei waren, viele auch, deren Väter auf einem der deutschen Soldatenfriedhöfe hier ihren letzten Schlaf tun. Und neben manchem jener Gräber wird am Abend dieses Tages sich ein frischer Hügel wölben.

Der Angriff ist abgelaufen. Die deutschen Panzer sind in den Wiesensenken verschwunden. Plötzlich bekommen die Männer des Schützenregiments, die auf dem rechten Flügel vorgehen, aus der gleichen Richtung überraschend Maschinengewehrfeuer. – Feindliche Panzer von rechts!

Sie haben in Deckung unseren Angriff vorüberrollen lassen, und nun versuchen sie, die deutschen Schützenregimenter von der Flanke her zu packen.

Die deutsche Batterie, die zur Straßensicherung in Stellung ist, Front gegen Arras, hat die lohnenden neuen Ziele erkannt. Mit Sprengkopfgranaten werden die beiden feindlichen Panzer, die auf der Straße heranrollen, unter Feuer genommen.

Inzwischen sind die Schützenregimenter in schwerem Kampfe mit den französischen und englischen MG.-Nestern, von denen das ganze Gelände voll ist.

Melder hasten heran. Sie bringen die Nachricht von weiteren Angriffen feindlicher Panzer im Rücken der deutschen Angreifer. Der Gegner, der sich in Arras eingeschlossen und nunmehr umgangen fühlt, versucht, sich mit allen Mitteln aus der eisernen Umklammerung zu lösen.

Zehn feindliche Panzer sind hinter uns im Anmarsch. Unsere Reservepanzer werden sofort zu wirksamem Flankenstoß angesetzt. Der General fährt selber in seinem Panzerspähwagen zu der gefährdeten Flanke. Mit seinem Adjutanten steht er beobachtend unweit eines deutschen Flakgeschützes. Der General läßt das Fernglas sinken und will gerade eine Anweisung geben, da bricht mitten im Satz der Adjutant neben ihm tot zusammen. Granatsplitter? MG.-Geschoß? – Soldatentod!

Die Luft ist erfüllt vom Donner der Geschütze, vom Knattern der Maschinengewehre. Ab und zu bellen in kurzen heftigen Feuerstößen die Geschütze unserer Flugabwehr dazwischen. Englische und französische Flieger versuchen, ihre Regimenter auf der Erde zu entlasten.

Es ist 7 Uhr abends. Vier feindliche Panzer sind inzwischen in Brand geschossen worden. Aber erneut und an immer anderen Stellen versuchten die anderen den Durchbruch.

Eine Stunde später sieht es so aus, als ob der Angreifer nun selber der Eingeschlossene wäre. Stukas schaffen Luft.

In der Nacht gehen die vereinigten englisch-französischen Angriffe weiter. In der Nacht bekommt sogar der vorgeschobene Korpsgefechtsstand keine Verbindung mehr nach hinten.

Die Männer der Schützenregimenter verteidigen die verstreut im Gelände liegenden Dörfer. Pakgeschütze und Maschinengewehre haben harte Arbeit zu leisten. Auf dem linken Flügel sind Einheiten einer *SS* -Division eingesetzt, die erbittert kämpfen.

Die ganze Nacht hindurch jagen sich die Meldungen: Feindliche Panzer von rechts! – Panzer von links! Aber sie kommen nicht durch. Wutschnaubend muß der britische Löwe hinter den Gittern dieses stählernen Käfigs entlang toben. Die Tommies wissen, was für sie auf dem Spiele steht: Zwei Autostunden von hier liegt schon die Kanalküste. Von ihr aus, einen Kanonenschuß weit entfernt, aber liegt die Insel, liegt merry old England! Deshalb versuchen sie mit all ihrer Zähigkeit, das Vorfeld zu behaupten.

Sie haben sich inzwischen an etwas gewöhnen müssen, was ihnen gar nicht liegt: an Bescheidenheit. Hieß es nicht früher immer, Englands Grenze liege am Rhein? Wo ist der Rhein, wo sind sie? Es wird nicht der letzte Wunschtraum sein, den dieser Krieg zerflattern läßt...

Keiner der deutschen feldgrauen Soldaten weiß in den Stunden dieser Nacht, in welche großen und größten Entscheidungen er an seiner Stelle hier mit eingespannt ist.

Er ist ein Rädchen in dem großen Getriebe. Er tut seine Pflicht und oft mehr als das. Aber als am nächsten Mittag am Lautsprecher der amtliche Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht mit abgehört wird, da dämmert noch im letzten Mann eine Ahnung dessen herauf, daß hier einer der umfassendsten deutschen Siege im Anlaufen ist, daß zugleich aber auch das Schicksal der englischen Expeditionsarmee sich zu vollenden beginnt. Die Hauptperson aber in diesem Drama von weltgeschichtlichem Ausmaß, das ist der schlichte, unbekannte, namenlose deutsche Soldat im feldgrauen Rock. Er ist der Träger der unaufhaltsamen Angriffe in der großen Schlacht im Artois.

Tage später befahl uns ein Sonderauftrag auf ein paar Stunden in das rückwärtige Armeegebiet. Der Zufall wollte es, daß wir die gleiche Straße benutzen mußten, auf der damals dieser deutsche Vormarsch mit all seinem Ungestüm und seinem sieghaften Durchbruch sich vollzogen hatte.

Da war wieder der Wald, von dem damals der deutsche Panzerangriff in diesem Abschnitt angelaufen war. Da waren die Dorfeingänge, an denen überall unsere Pakgeschütze in Stellung standen, um die Durchbrüche der englischen und französischen Tanks abzuwehren. Da waren die Trümmer, die verkohlten Reste der feindlichen Panzerwagen, überall im Gelände verstreut. Da waren aber auch am Rande der Straßen und in den Gärten die frischen Hügel neuer Gräber, auf den Kreuzen die Stahlhelme, halbrund gewölbte und tellerflache... Und die letzteren waren in der Mehrzahl.

Weißt du noch, damals..., sagten wir und wiesen ins Gelände. Und in diesem Wörtchen damals verbarg sich eine ganze Welt von Ereignissen und Empfindungen. Ewigkeiten schien es her zu

sein, daß wir sie hier durchlebten, und es waren doch erst wenige Tage seitdem verflossen.

Am lebendigsten aber sprang uns die Erinnerung an, als wir dann, im Zuge unseres Sonderauftrages, die Straße von Arras nach Cambrai zurückfuhren, diese etwa 30 Kilometer lange, schnurgerade Landstraße. Vorbei an den Trümmern des Hauses an der Straßenkreuzung, wo damals die französische Batterie ihr Feuer in die Flüchtlinge, die eigenen Landsleute, gelegt hatte. Die Straße war friedlich geworden, die Felder lagen unberührt da, nur die breiten Spuren der Gleisketten deuteten darauf hin, daß hier einmal deutsche Panzer durchgestoßen waren. Es schien alles so ruhig zu sein, dennoch war die Straße voller Leben.

Da zogen sie zurück, die damals uns hinter ihrem Feuerriegel gegenübergelegen hatten, Engländer und Franzosen, Tonimies und Poilus. Sie zogen zurück, schleppten sich die Straße entlang, lagen mit wunden Füßen im Straßengraben, waffenlos und teilnahmslos, Hunderte, Tausende, eine Armee der Geschlagenen. Die ganze, 30 Kilometer lange Landstraße war angefüllt mit braunen, gelblichen, graublauen Uniformen. Es gab keine Lücke dazwischen.

Aber manchen unter diesen Gefangenen gab es, der entdeckte am Straßenrand, am Eingang und Ausgang der Dörfer unter dem Häuflein schweigender Frauen und Kinder plötzlich seine eigene Frau. Irgendeines der Kinder sah auf einmal seinen Vater in diesem endlosen Heerzug von Gefangenen mit vorbeitrotten. Sie drückten sich die Hände, sie umarmten einander. Ein Winken noch. Tränen marschierten, Tränen blieben zurück.

Über die weiten, freien Felder strich der Wind. Da vermeinten wir wieder klingen zu hören, wie damals am gleichen Abend der Besetzung von Arras, die Melodie des Deutschlandliedes in der Kapelle auf der Lorettohöhe. Ein deutscher Soldat hatte sich still an die Orgel gesetzt, und rauschend erfüllten die Klänge den Raum. Sie schwangen sich hinaus in die Landschaft, auf der es keinen Fußbreit gab, der nicht von deutschem Blute benetzt worden wäre, damals in den Schlachten des Weltkrieges. Sie pochten an die Gräber der Gefallenen, ein erlösender Weckruf nach einem Vierteljahrhundert schweigenden Harrens. Sie

schwebten durch die weiche warme Abendluft hin bis zum Lande der Deutschen und kündeten vom Siege der jungen Soldaten.

Sein Klang war Erfüllung, sein Inhalt hieß Deutschland. Es war ein wortloses Gebet, das Orgellied auf der Höhe von Loretto.

Hetze und Hunger

Der Ring zieht sich immer enger zusammen.

Von außen pressen die deutschen Armeen. Innen aber, umschlossen wie von einer stählernen Klammer, befinden sich die besten französischen und englischen Divisionen, mehrere Dutzend an der Zahl.

Eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten bahnt sich im französischen Nordraume bis hin zur Kanalküste an. Sie wird noch Tage anhalten. Aber einmal wird sie doch geschlagen sein, eines Tages werden wir doch an der Küste stehen und hinüber auf diesen schmalen Strich am Horizont, auf England blicken. Dort liegt das Ziel dieses gewaltigen Sturmlaufes.

Die deutschen Regimenter haben alle ihr Tagesziel erreicht. Meist haben sie es sogar überschritten. An schweren Waffen ist alles nach vorn geschafft worden, was zu einer wohlausgerüsteten Armee gehört. Unmittelbar hinter den Panzern, deren Stoßkraft die breiteste Bresche in die Reihen des Gegners schlug, marschiert seit Tagen die deutsche Infanterie, müde und ausgedörrt, aber kampftüchtig wie immer und unaufhaltsam. Überall an den Stellen, die weite Sicht gestatten, sind die Batterien der deutschen Frontflak in Stellung gegangen. Kaum eine Stunde vergeht, daß sich nicht aus der Luft her Motorendonner vernehmen läßt, das tiefbrummende Geräusch unserer Jäger und Bomber. Pausenlos sind sie auf Feindflug. Alle Waffen sind beteiligt, die auch der neuen deutschen Wehrmacht den Ruf überlegener Kampfkraft eingetragen haben. Nun soll der Gegner, von allen Seiten konzentrisch gepreßt, gegen die ersehnte schwache Stelle des gewaltigen Ringens anrennen. Er wird keine finden. Es gibt nur einen Auslauf: die Küste. Mal sehen, wer eher dort ist. Das Wettrennen zum Meere hat begonnen.

Wir haben in unserer Kompanie einen Kameraden, einen großen Sportsmann, der war einmal Englischer Meister. „In

welcher Übung?“ fragte ihn im Gespräch ein Zivilist, ein Amerikaner, mit dem Abzeichen der amerikanischen Legion im Knopfloch.

„Im Laufen über eine englische Meile!“

„Gegen Engländer?“

„Ja.“

„Wann war das?“

„Vor zehn Jahren.“

„Diesmal“, so schloß der Amerikaner, und er griente vom Pfeifenmundstück bis zum anderen Mundwinkel, „kriegen Sie die Engländer nicht mehr ein. Denen habt ihr Deutschen das Laufen zu gründlich beigebracht...“

Daran mußten wir denken, Tage später, als wir an der Küste standen und von den stolzen Divisionen Albions nichts mehr sahen als ihre wrackgeschlagenen Transportschiffe. Der Rest aber war am Boden vernichtet, längst vorher, oder er war auf dem Marsch nach Barlin. Und das ist etwas anderes als Berlin. Barlin ist ein Städtchen im nordfranzösischen Zechengebiet, inmitten von Schutthalden, dreckig und verrußt. Nach diesem Barlin marschierten sie, Engländer und Franzosen in hellen Haufen, gefangengenommen am La-Bassee-Kanal. A Barlin, a Barlin!... Der große Kriegsruf war nun grausam verstümmelt worden. Eine Sehnsucht war erloschen.

Hier in diesem französischen Zechengebiet hat die Not in jedem Hause Einkehr gehalten. Bilder ziehen an uns vorbei, wie wir sie nur noch aus den unseligen Zeiten der deutschen Inflation in der Erinnerung haben. Fäuste und Unterarme bis zu den Ellenbogen in den Taschen, lungern Hunderte arbeitsloser Männer in den verwahrlosten Straßen umher. Zumeist sind es Flüchtlinge aus Lothringen. Unnachsichtlich ist ihre Heimat von den Franzosen geräumt worden, alles mußte mit. Bis hierher hatte man sie verschleppt, hier mußten sie in den Gruben arbeiten. Aber als die Deutschen immer näher heranrückten, ließ man sie rücksichtslos und bar aller Mittel im Stich. Auch viele Polen sind unter ihnen. Sie hatten die nie wiederkehrende Gelegenheit, ihre französischen und englischen Bundesgenossen in voller Wehrkraft und in engster Nachbarschaft zu erleben. Ihre Illusion hat sich verflüchtigt, wie immer, wenn man zu nahe an die Dinge

herangeht. Jetzt stehen sie mit in den Menschenschlangen vor den Geschäften, um ein Stück Brot zu ergattern.

Hier, auf diesem engen Raum des Barliner Zechengebietes, zeigt sich die verwirrende Internationalität des alten und kranken, in Versailles zusammengeklitterten Europas in ihrer vollen Mangelhaftigkeit. Unter diesen Arbeitslosen gibt es Männer, die als gebürtige Oberschlesier oder Sudetendeutsche den Weltkrieg als deutsche oder österreichische Soldaten mitgemacht haben. Später, nach dem Diktat von Versailles, fiel ihre Heimat an Polen oder die Tschechoslowakei. Beide Staaten verfügten zwar über eine reichliche Auswahl demokratischer Grundsätze, aber nicht über den Willen und die moralische Pflicht, ihren Bürgern Arbeit zu verschaffen. So zogen denn die Männer mit Weibern und Kindern Frankreich zu, dem Idealbild aller Menschheits-, Freiheits- und Brüderlichkeitsträume. Nun aber liegen sie wieder auf der Straße, und sie wissen nicht, womit sie sich ernähren und kleiden sollen.

Die englischen und französischen Soldaten, deren Schutz dieses Land hier anvertraut war, sind zusammengeschlagen oder getürmt. Sie werden sich auch schwerlich Gedanken gemacht haben über das Schicksal der Zurückgebliebenen.

Die deutschen Soldaten aber, die nun hier durchmarschieren, machen sich Gedanken, und sie greifen sofort zu. Aus dampfenden Feldküchen wird Essen verteilt. Für die meisten dieser hungernden Kinder, Frauen und Männer ist es die erste warme Mahlzeit, die sie seit Tagen erhalten.

Manche Scheu muß erst noch überwunden werden. Mütter mit verhärmten Gesichtern, mit einer Schar hungriger und schmutziger Kinder am Rockzipfel, umstehen die Kraftwagen der haltenden Kompanie. Soldaten legen große Stücke Schokolade in die bettelnden Kinderhände. Aber diese Hände verstecken sich sofort hinter dem schmalen Rücken, nur die Augen blicken begehrlich und unverwandt auf die süße Herrlichkeit. Die Mütter haben besorgte Mienen, sie wissen nicht recht, was sie und wie sie es sagen sollen. Erst nachdem man selber von dem gleichen Stück Schokolade gegessen hat, entspannen sich die ängstlichen Gesichter. Gott sei Dank, es ist nicht vergiftet, nun können wir ja zulangen! Die Barbaren scheinen doch nicht so fürchterlich zu

sein, wie die französischen Hetzgazetten immer geschrieben haben...

*

Nach allen Seiten sichernd, hier zögernd, dort jäh vorstoßend, gehen die Bataillone der vordersten deutschen Linie vor. Die Dörfer tragen alle die Spuren der harten Kämpfe. Die Häuser sind zerschossen, die Wohnungen verwüstet.

Aber es kann auch vorkommen, daß unmittelbar neben den Trümmern des einen Dorfes, manchmal nur zwei Kilometer davon entfernt, eine andere Ansiedlung liegt, die tiefsten Frieden atmet. Alle Häuser sind unversehrt, nicht eine einzige Fensterscheibe ist zersplittert. Das ganze Dorf liegt da wie eine Insel des Friedens in einem Ozean der Vernichtung. Aber alle Häuser, alle Scheunen und Ställe sind voll. Alles, was mit einem Dach versehen ist, und sei es die armseligste, verwitterte Hütte, ist belegt mit ungezählten Scharen belgischer und französischer Flüchtlinge. Es ist, als ob ein Heuschreckenschwarm sich auf eine fruchtbare Landschaft niedergelassen hätte.

Und die deutschen Soldaten, die nach stundenlangen Märschen in dieses Dorf kommen, was machen sie? Sie nehmen sofort ihre Bajonette, spießen die Kinder an die Wand, erschießen die Mütter und vertreiben die Männer? Damit sie selber Platz bekommen?

Die deutschen Soldaten ziehen zwar sofort ihre Messer, aber nur, um dicke Scheiben von ihren Kommißbroten herunterzusäbeln, und die schenken sie den armseligen Notleidern. Und dann bringen sie geduldig noch einmal ein Dutzend Kilometer unter ihre Stiefelsohlen, um sich ein anderes Quartier zu suchen.

Fünf bei Franzosen

Die drüben machen das anders.

Die fünf deutschen Soldaten, mit denen wir jetzt hier in einem zerschossenen Hause, dem Kompaniegefechtsstand, zusammenhocken, können manches darüber erzählen. Es sind zwei Offiziere, zwei Feldwebel und ein Gefreiter. Ihre Gesichter sind bleich und abgezehrt, ihre Hände blutig. Sie sind aus französischer Gefangenschaft entflohen. Der letzte ist erst vor einer Stunde bei unseren Vorposten angekommen. Seine Uniform ist triefend naß. Auf der Flucht hat er einen breiten Flußlauf durchschwimmen müssen.

Sie bekommen Zigaretten und Tee, ein Wurstbrot hinterher. Einer von uns steht am Ofen und facht mit den Resten zerbrochener Stühle ein wärmendes Feuer an. Von draußen her dringt ununterbrochen der Feuerlärm unserer Geschütze herein. Maschinengewehrschüsse dazwischen, ab und zu ein Granateinschlag im Dorf.

Die fünf erzählen. Stockend berichtet einer nach dem anderen.

Während eines überraschend von der Flanke her einsetzenden Angriffs französischer Panzerwagen wurden sie von ihrer Kompanie abgeschnitten. Sie lagen in einem Dorfe. Im Keller eines zerschossenen Hauses versteckten sie sich. Aber hinter den Panzern kam französische Infanterie, die das Dorf durchsuchte, und dabei wurden sie aufgestöbert. Man nahm ihnen ihre Waffen ab. Aber das war nicht alles. Es wurde ihnen alles weggenommen, was sie bei sich trugen, auch ihr persönliches Eigentum: Photoapparate, Geldbörsen, Brieftaschen, die Uhren, die Erkennungsmarken.

Einer der beiden Feldwebel hatte ein Bild des Führers bei sich. An diesem Bild ließen die französischen Soldaten ihre kleinliche Wut in ganzem Maße aus. Es wurde zerrissen, in immer kleinere Schnitzel zerfetzt. Dann tanzten die Franzosen unter wildem

Geschrei auf diesen Schnitzeln herum, bis sie völlig zermalmt und in den Boden eingestampft waren.

Man riß ihnen die Uniformknöpfe auf, nahm ihnen die Hosenträger weg und schnitt die Knöpfe von den Hosen. Zu Fuß mußten sie den Weg in das französische Hinterland antreten. Zu beiden Seiten gingen Wachmannschaften mit aufgepflanztem Seitengewehr. Hinterher fuhren französische Lastkraftwagen, mit Maschinengewehren bestückt. Vor und zwischen dieser gewaltigen Streitmacht diese fünf deutschen Gefangenen. Es schienen die ersten Deutschen zu sein, deren die französischen Truppen dieses Frontabschnittes ansichtig wurden. Bislang waren sie immer gelaufen, und zwar so schnell, daß zum Rückwärtsschauen gar keine Zeit blieb.

Überall, wo sie an französischen Kolonnen vorbeikamen, wurden sie mit den gemeinsten Schimpfworten belegt, bespuckt und geschlagen. Dabei taten sich die französischen Offiziere besonders unrühmlich hervor. Sie standen am Straßenrand und ließen ihre Stöcke auf die Köpfe der wehrlosen deutschen Gefangenen sausen.

Ganz schlimm wurde es in dem ersten französischen Dorf, das sie auf ihrem Leidenswege erreichten. In den Dorfbewohnern schienen mit einem Schlage alle bösen Instinkte erwacht zu sein. Die Weiber benahmen sich wie die Furien. Sie spuckten den Deutschen ins Gesicht, gossen Unrateimer über sie aus und hetzten die Männer auf, den französischen Wachmannschaften die Gewehre zu entreißen, um die Deutschen an Ort und Stelle damit niederzuschießen.

Bei den Vernehmungen, die von französischen Offizieren vorgenommen wurden, machte sich die panische Furcht der Franzosen vor den deutschen Fliegerangriffen bemerkbar, zugleich aber auch die Wut auf die deutschen Flugzeugbesatzungen. „Ihr könnt von Glück sagen“, so rief man ihnen zu, „daß ihr keine Flieger seid, sonst hätten wir euch gleich an die Wand gestellt.“

Tatsächlich mußte der eine Feldwebel Augenzeuge sein, wie eine deutsche Flugzeugbesatzung niedergemetzelt wurde. Die Maschine war abgestürzt. Der Flugzeugführer war tot. Zwei Mann

der Besatzung hatten Verwundungen erlitten, der Rest war gefangengenommen worden.

Die Verwundeten standen auf dem Tragdeck ihrer abgestürzten Maschine. Sie winkten mit weißen Taschentüchern. Französische Soldaten stürmten auf sie zu, aber sie kamen nun nicht, wie wir es in solchen Fällen immer getan hatten, mit Verbandpäckchen, mit Zigaretten und sogar einem aufmunternden Wort, sondern sie kamen mit Gewehren. Sie rissen die Gewehre an die Backe und schossen. Immer wieder. Bis in den beiden deutschen Verwundeten alles Leben ausgelöscht war.

Zwei andere deutsche Flieger, die zu den fünfen in der Gefangenschaft stießen, sollten auf Befehl eines französischen Offiziers sofort erschossen werden, weil man sie in ihrer Fliegerkombination für deutsche Fallschirmjäger hielt. In letzter Minute wurden sie auf Veranlassung eines anderen, deutschsprechenden französischen Offiziers vor diesem Schicksal bewahrt.

Drei Tage lang waren sie drüben in Gefangenschaft, die Männer, die jetzt hier in der zerschossenen Bauernstube fröstelnd hocken. Nur der Schnelligkeit des deutschen Vormarsches verdanken sie ihre Rettung und Rückkehr.

Diese drei Tage werden sie nie vergessen.

Von La Bassee nach Lille

Nacht am La-Bassee-Kanal.

Sumpfige Wiesen, Uferweiden, eine zerstörte Bahnstrecke, zerschossene Häuser und dazwischen das schwärzlich-schmutzige Wasser des Kanals, der sich von Osten nach Westen, quer durch die brettflache Landschaft hinzieht.

Feuer dröhnt und blitzt aus allen Rohren. Am einen Ufer liegt der Gegner, am anderen liegen wir. Zwei Tage und zwei Nächte liegen wir so. Wir haben uns zur Verteidigung eingerichtet. Alles, was an schweren Infanteriewaffen vorhanden ist, Maschinengewehre und Infanteriegeschütze, dazu zahllose Pak- und Flakgeschütze, leichte und schwere Batterien und nicht zuletzt die Panzer, das alles ist in den umfassenden Feuerplan mit einbezogen. Es gibt keine Lücke, wo unser Feuer nicht hinlangen könnte. Eines Befehls bedarf es nur, und die Hölle bricht los.

Wir liegen einander gegenüber wie einst im Vorfeld des Westwalls und der Maginotlinie, damals, in jenen Monaten, als der OKW.-Bericht Tag für Tag den lapidaren Satz von der Späh- und Stoßtrupptätigkeit bekanntgab.

Und wie einst sind auch diesmal wieder die Späh- und Stoßtrupps zunächst die Träger des Kampfes. Wieder wird in einer Welt, die von dem Gewicht der Zahl, der Menge, der Masse und des Materials am meisten beeindruckt wird, der Mann wieder zum Einzelkämpfer. Der Wert der Persönlichkeit entscheidet. Jeder muß allein wissen, was er zu tun hat. Und sie wissen es alle, diese Stoßtruppmänner, die in den knappen Stunden der Ruhe eine sich gegenseitig rührend betreuende Familie sind, eine zarte, rauhe und wilde Gemeinschaft. Am Feinde aber sind sie ein Bündel Handgranaten, eine geballte Ladung soldatischer Stoßkraft.

Und Stunde für Stunde, frühmorgens, abends und nachts, sind sie am Feinde. Die Brücken über den Kanal sind längst alle gesprengt. Man muß zusehen, wie man ans andere Ufer gelangt. Sie kommen hinüber. Es gibt kein Hindernis, das deutsche Feldsoldaten nicht bewältigen könnten. Überall am Ufer sitzt der Feind. Er sitzt hinter den Büschen, in Erdlöchern, in den einzelstehenden Häusern, in den Dörfern. Er sitzt vor allem auch in den Lastkähnen, die leck gemacht auf Grund liegen und nur mit zwei Meter ihres Bugs oder des Achterschiffs aus dem Wasser ragen. Dort drin sitzen die feindlichen Maschinengewehrschützen. Von dorther, aus der unsichtbaren Verborgenheit, prasseln ihre Geschosse zwitschernd herüber.

Eine Nacht liegen wir am diesseitigen Ufer. Hinter uns, kilometerweit im Gelände verstreut, ragen die kegelförmigen Schutthalden des Zechengebietes auf. Es ist eine Landschaft von trostloser Schwermut, schemenhaft beleuchtet vom fahlen Licht des Mondes. Sie ist selber eine Mondlandschaft.

In der zweiten Nacht sind wir am jenseitigen Ufer, trotz aller Feindstellungen, trotz gesprengter Brücken und der heimtückischen MG.-Nester in den Frachtkähnen.

Zwei volle Tage hatten wir dagelegen, zur Verteidigung eingerichtet, bereit, den Gegner zu empfangen, der von Lille her versuchen wollte, den Durchbruch aus der eisernen Umklammerung zu erzwingen. Es wäre ihm ein heißer Empfang bereitet worden. Aber wer nicht kam, war der Feind. Entschluß: Wir greifen an und stoßen weiter vor.

Um 18 Uhr stehen drei Panzerregimenter in den ihnen zugewiesenen Räumen bereit. Auf die Minute pünktlich setzt sich die erste Welle in Marsch. Französische und englische Maschinengewehrnester diesseits und jenseits der Vormarschstraßen werden unter Feuer genommen und niedergewalzt. Die Artillerie der Alliierten legt wütendes Sperrfeuer vor die Reihen der deutschen Kampfwagen, die sich in den sinkenden Abend hinein ihre breite Gasse bahnen. Das feindliche Feuer wird unterlaufen. Unaufhaltsam geht der Angriff weiter.

Pausen ab und zu. Das Gelände zu beiden Seiten wird durchstreift und gesichert, Gefangene fluten zurück. Wo die

Panzer kommen, hört der Widerstand auf. Dann kommt wieder der Befehl zum weiteren Vorrücken für das Gros.

Französische Panzer und englische Panzer schwersten Kalibers tauchen auf, versuchen, sich dem Ansturm des rollenden Stahls entgegenzustemmen. Sie geraten in das konzentrische Feuer unserer Kampfwagen, und ihre Geschütze werden zum Schweigen gebracht. Ausgebrannte Tanks im Gelände, an den Rändern der Straßen zerstörte feindliche Fahrzeuge, Pferdeleiber, Gefallene, Waffen, Uniformstücke. Bilder wie in jedem Angriffsstreifen, den die Panzer durchwalzten. Aus dem Hintergrunde schnellt der lange Arm der deutschen schweren Artillerie mit tödlichem Stoß dem Gegner ans Herz.

So geht es in dem gleichen Tempo und mit dem gleichen Ungestüm vorwärts wie am ersten Tage und an allen Tagen. In fünfstündigem, alles niederwalzendem Angriff, mit einer Durchschlagskraft, gegen die es keine Abwehr gibt, wird so Raum um Raum, werden Geländestreifen und Dörfer genommen. Kurz nach Mitternacht ist die Straße, die von Lille in westlicher Richtung nach Armentieres führt, erreicht. Der Angriff ist gelungen. Weit über das gesteckte Ziel hinaus ist er vorgetragen worden, immer näher heran an die von Norden her vorrückenden deutschen Truppenteile.

Am nächsten Morgen erfolgt die Vereinigung. Lille ist eingeschlossen, der Gegner geschlagen und abgedrängt, das Hinterland der Küste in deutscher Gewalt. Die deutschen Soldaten der Südarmee und der Nordarmee können einander die Hand reichen. Andere Divisionen haben von Osten her den Stoß auf Lille unternommen. Die letzte Öffnung des großen stählernen Ringes, der sich um die besten englischen und französischen Divisionen spannt, ist vernietet worden. Fünfzig englische und französische Panzer sind dem deutschen Kampfwagenangriff allein in dem einen Divisionsabschnitt zum Opfer gefallen.

Auf den Straßen der Verwüstung, dem kampfzerwühlten Gelände eines Krieges der Materialschlachten, ziehen die deutschen Schützenregimenter und die Infanteriebataillone nach und vor.

Aus den Kellern der zerstörten Bauernhäuser kommen, oft Stunden nach dem Angriff, immer noch französische und

englische Soldaten heraus, viele Offiziere darunter. Völlig apathisch lassen sie sich in die Gefangenschaft wegschaffen. Die grauen deutschen Kampfwagen haben mit fürchterlicher Unerbittlichkeit den letzten Rest von Widerstandswillen in ihnen zerbrochen.

Überall im Gelände liegen die Männer der Schützenregimenter und der Infanterie die Nacht über in ihren Schützenlöchern, als Sicherung gegen den Feind. Pioniere verminen die Straßen, Felder und Wiesen, wo mit feindlichen Panzerwagenvorstößen gerechnet werden muß.

Von Lille her schmettern Granaten herüber. Sie krachen in das weite Vorgelände und in die Dörfer, in denen die Angreifer die Nacht verbringen. Man muß in die Keller oder in die deutschen Bunker, die vor fast einem Vierteljahrhundert von den Kameraden des Weltkrieges hier in diesem Räume angelegt worden sind. Über Jahrzehnte hinweg haben sie nichts von ihrer Güte und Brauchbarkeit eingebüßt. Aber auch ohne feste Deckung werden die feindlichen Granaten nicht über Gebühr mehr ernst genommen. Ein deutscher Lautsprecherwagen macht hinter einer Zaunhecke hervor Musik. Die Klänge von Onkel Jonathan jazzen in den Abend. Eine verrückte Melodie. Sie ist gerade das Richtige.

Die Liller Besatzung will anscheinend ihren gesamten Granatenvorrat verschießen. Die ganze Nacht über bumst es.

Am nächsten Morgen sind wir in Lille...

Einen Tag später am Kanal.

Kanonen an der Küste

„Grand Hotel“ steht an den braunen Holzwänden des Hauses.

Mit breiter Front reckt es sich gegen den steinigen Strand vor. Die blaugrüne Wasserfläche vor uns, das ist der Kanal. Wir sind am Westrande Europas. Drüben, unsichtbar und doch spürbar in unserem Geiste und Blute, liegt England. Aber das gehört nicht mehr zu Europa. Nicht erst seit dieser Stunde...

Rechts und links aus der Talschlucht ziehen sich steile Uferhänge empor. Vom Grandhotel aus, dessen Fensterläden eintönig im Winde klappern, sind es bis zu dem geschwungenen Hügel des rechten Uferhanges etwa fünfzehn Minuten zu Fuß. Eine Viertelstunde. Und da kann mitunter mancherlei sich ereignen.

Wir hatten noch das Bild Lilles in Erinnerung mit seinen zerstörten Vorstädten, den zertrümmerten Häusern, den verwüsteten Straßen und ihrem Gewirr zerschossener Fahrzeuge. Wir sind in einem schnellen Nachtmarsch weiter vorgestoßen, da ist seit einer Stunde der Kanonendonner plötzlich abgerissen. Eine große friedliche Stille hat sich aufgetan. Vor uns liegt das Meer.

Die Männer in den schwarzen Uniformen sind aus ihren Kampfwagen geklettert. Sie dehnen die Arme, ach, das tut gut. Sie schlendern als ungewohnte Kurgäste dieses idyllischen französischen Stranddörfchens hinunter zur See.

'raus aus der Uniform. Weg mit diesem verschmierten, staubigen, zerrissenen Zeug. Wunderbar, sich einmal nackt am Strande aalen zu dürfen. Man tut es mit wollüstiger Ausdauer. Dann hinein in das prickelnde Seewasser. Mensch, Atze, wir baden im Kanal! Wenn das deine Wally wüßte! Es ist wie ein Sektbad, das sonst nur die Operettengrafen zu nehmen pflegen.

Es wird geschrubbt und gebürstet. Sie schwimmen um die Wette. Sie spritzen einander das Wasser ins Gesicht. Jeder nutzt die Augenblicke der langentbehrten Erholung ausgiebig aus.

Es sind wirklich nur Augenblicke. Leider. Denn als sie unversehens nach rechts sehen, schiebt sich in ihr Blickfeld auf einmal der dunkle Schattenriß eines Kriegsschiffes.

Das Glas her!

Es ist ein englischer Zerstörer. Mit ganzer Breitseite liegt er etwa 2.000 Meter schräg vor der Küste.

Nun aber 'raus!

In Sekundenschnelle hat der fröhliche Badebetrieb sein Ende gefunden. Hastig wird die Uniform übergestreift. Und dann klettert jeder so schnell er kann den steilen Uferhang hinauf. Von dort läßt sich alles am besten überblicken.

Wenn jetzt unsere Artillerie hier wäre, am besten schwere Flak!“ Einer hat es ausgerufen, alle haben es gedacht.

Aber kaum ist es ausgesprochen, da krachen schon vom Lande her die ersten Abschüsse unserer schweren Batterien.

Donnerwetter! Der Beobachter ist aber auf Draht! Dicht neben dem Zerstörer steigen, riesigen Fontänen gleich, die Wassersäulen der deutschen Granateinschläge auf. Der Zerstörer antwortet. Unmittelbar unter unserem Steilhang blitzt das Mündungsfeuer seiner Geschütze auf. Von rechts her kommt ihm Hilfe. Ein zweiter Zerstörer schiebt sich hinter einer Klippennase hervor und feuert ebenfalls.

Das friedliche Badeidyll hat sich mit einem Schlage wieder zum gewohnten Bilde des Krieges gewandelt. Mit ihren schweren Fahrzeugen erklimmt eine deutsche Flakbatterie den Hang. Mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit geht sie in Stellung. Kaum sind die Geschütze gerichtet, da krachen auch schon die ersten Schüsse aus den Rohren.

Noch zwei, drei Lagen legen die beiden englischen Zerstörer herüber. Dann gehen sie in einem großen Bogen nach links auf anderen Kurs. Bald sind sie verschwunden.

Schade, sagen wir. Da kann man nichts machen. Schön wär's ja gewesen...

Und so schlendern wir wieder den Weg zurück, von der Höhe hinab zum Strand neben dem Grandhotel. Denselben fünfzehn Minuten langen Weg.

Aber innerhalb dieser Viertelstunde passiert es. Innerhalb dieser fünfzehn Minuten Fußweg hat sich das Schicksal der beiden englischen Zerstörer auf eine Weise erfüllt, die weder sie noch wir erwartet hatten.

Eine Kette Stukas war von weit links her plötzlich auf die See hinausgestoßen. Und noch ehe wir sie sahen, hörten wir den dumpfen Donner der schweren Bombeneinschläge. Gerade, als wir wieder unten am Strande sind, saust die Kette dicht über unsere Köpfe hinweg. Sie wackeln mit den Maschinen. Der Bombenangriff ist gelungen. Horrido!

Den ganzen nächsten Tag über wiederholt sich das gleiche erregende Schauspiel. Eine ganze Flotte englischer und französischer Kriegsschiffe, vom Zerstörer bis zum Kreuzer, soll die Transportschiffe mit den geschlagenen englischen Truppen an Bord zum Mutterland geleiten. Mächtig räumen unsere Geschütze, unsere schweren Batterien und unsere Bomber unter ihnen auf.

Die englische Flucht vom Kontinent, die sie drüben einen Sieg nennen, läuft auf vollen Touren. Der ganze Weg zur Küste ist zu einem laufenden Bande geworden, auf dem endlose Züge von Gefangenen nach hinten gebracht werden. Sie sind aus den Wäldern zu beiden Seiten der Vormarschstraßen herausgekommen, und nun schlendern sie in der typischen Haltung der Tommies, den Stahlhelm schief auf dem Kopf, die Hände in den Taschen, zurück. Offiziere, die vernommen werden, machen einen völlig erschöpften Eindruck. Sie haben alle nur das Bedürfnis, nichts mehr zu sehen, sondern nur noch zu schlafen. Zu tief sitzt ihnen allen der Schock in den Gliedern, das Grauen von der unabwendbaren, der ewig nachstoßenden deutschen Verfolgung, die sie alle nicht mehr zur Ruhe kommen läßt. Sie sind zusammengepfercht wie Pferde in einem Kral, diese französischen und englischen Divisionen. Sie finden keinen Ausweg mehr. Vor ihnen ist das Wasser. Es kann Rettung bedeuten, aber auch Vernichtung. Die Rettung gelingt den wenigsten. Immer wieder hämmert das deutsche Artilleriefeuer auf

sie ein, immer wieder werden ihre mühselig geordneten Gliederungen von den deutschen Panzern durchstoßen. Immer aufs neue stoßen, wie Adler aus der Luft, unsere Kampfflugzeuge auf sie herab. Sie sind mit den Nerven fertig.

Noch haben sie die Seefestungen an der französischen Küste in der Hand, noch das Hinterland, die Somme, die Seine, die sagenhafte neue Weygandlinie.

Noch..., wie lange noch!

NIEDERBRUCH

Sturm über die Somme

Wie weiland Ziethen aus dem Busch, so tauchen die Panzer auf. Im überraschenden Einsatz liegt mit der Schlüssel zum Erfolg. Der andere liegt in ihrer Durchschlagskraft. Sie haben keinen Respekt vor überkommenen taktischen Auffassungen. Wo sie angesetzt werden, brechen sie durch. Zurück – dieses Wort kennen sie nicht. So war es in jedem Abschnitt dieses Krieges, so wird es auch in Zukunft sein.

Wieder liegt ein neuer Abschnitt vor uns. Diesmal heißt er Somme.

Somme, das hieß für alle Weltkriegssoldaten Blut, Eisen, Vernichtung. Wer bei Verdun dabei gewesen war oder in den Sommeschlachten gekämpft hatte, der kannte den Krieg in seiner vernichtendsten Form. Somme, das war die härteste Nervenanspannung, noch in der Erinnerung die stärkste Belastung für das seelische Gleichgewicht der alten Feldsoldaten von damals.

Der schmutzigschwärzliche Fluß, der sich unterhalb der hohen Uferhänge durch das grüne Gelände zieht, das ist die Somme. Sie sieht so harmlos aus, nicht bedrohlicher als andere Flüsse auch. Und dennoch sind hier Zehntausende und aber Zehntausende damals, vor einem Vierteljahrhundert, den Weg durch die Hölle geschritten, sie sind gesprungen von Trichter zu Trichter, im Wettlauf mit dem Tode, der millionenfach sie umdroht hatte. Sie haben im Feuer gelegen, Tage, Wochen, Monate. Und was war übriggeblieben? Ein paar armselige Kilometer dieses zerschundenen Landes waren der ganze Gewinn. Zu einer Entscheidung hatten sie nicht gelangt. Die Fronten waren festgefressen, erstarrt. Die befreiende, große Offensivaktion war

dem Geschlechte von damals nicht vergönnt gewesen. Und sie hätten es verdient.

Jetzt aber sind die Jungen gekommen, ihre Söhne, 25 Jahre später. Sie sind nicht besser als jene, deren Tapferkeit über alles Lob erhaben bleibt. Aber eines sind sie gewiß: besser geführt.

Der silbern betupfte Bogen einer klaren Sternennacht spannt sich über das weite Land. In schwerer Nachtarbeit sind die Pioniere damit beschäftigt, eine Notbrücke über den Fluß herzurichten. Sie benutzen dazu die stehengebliebenen Pfeiler der alten, gesprengten Brücke. Der Donner der Geschütze rollt durch die Nacht das lange Flußtal hinunter und bricht sich an den Uferhöhen. Maschinengewehre rasseln. Das abendliche Kriegskonzert läßt seine harten Klänge hören. Die Ouvertüre hat begonnen. Es ist Musik in Dur.

In einem Dorfe, drei Kilometer hinter der Somme, erleben zur gleichen Stunde Sturmsoldaten des morgigen Tages eine Premiere, die der um nichts nachsteht, die sie in wenigen Stunden selber mitgestalten werden. Dicht gedrängt sitzen sie auf den Bänken der Dorfkirche und erleben voller Spannung noch einmal die ersten Tage dieses Krieges im Westen mit den sieghaften Durchbrüchen und schweren Kämpfen, deren namenlose Träger in erster Linie sie waren. Sie sehen die Ereignisse an sich vorüberziehen auf der Leinwand des Frontkinos. Wie in den Frühzeiten des Theaters, der alten Mysterienspiele, ist die Kirche wieder zur Bühne geworden. Und wie es einst gewesen sein mag, so wird es auch in dieser Stunde den Männern feierlich ums Herz. Sie sehen in dieser unbestechlichsten Form neuer Geschichtsschreibung, in der von Soldaten geschaffenen Frontwochenschau, nicht nur den Kampf, das Gefecht, die Räume, die ihre Marschstiefel durchschritten, ihre Panzer durchstoßen haben. Sie sehen auch den Sinn dieses Kampfes, den ihr Volk um sein Dasein führt. Die Straßen des Sieges, die in eine Zukunft der Arbeit und des Friedens führen sollen für alle Menschen deutschen Blutes. Auch Kino in der Kirche kann Gottesdienst sein.

Eine Stunde später dringt aus dem Lautsprecher, der neben der Kirche in irgendeinem Gartengrundstück aufgestellt ist, der erste umfassende Rechenschaftsbericht des Oberkommandos der

Wehrmacht. Wiederum hören die, deren Taten in diesen Bericht mit einbezogen sind, vom Kampf und Sieg des ersten großen Kriegsabschnitts, den sie selber durchlebt und durchfochten haben. Sie liegen im Grase in dieser sternenklaren und bewegten Nacht, sitzen auf kleinen Feldstühlchen, auf den Trittbrettern ihrer Fahrzeuge oder sie lehnen versunken an den Bäumen. Im fahlen Licht des Mondes oder im flüchtigen Schein eines Streichholzes, das eine neue Zigarette in Brand setzt, steht es in ihren Gesichtern geschrieben, wie innerlich stark die unbestechlichen Sätze aus dem Lautsprecher sie packen.

Mitten unter ihnen aber sitzt der Kommandierende General. Er sitzt auf der Erde, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, die Augen halb geschlossen. Und in seinem Geiste mögen noch einmal gedankenschnell jene drei Wochen vorüberziehen und die vielen Meilen fremden Raumes, die er mit seinen Schnellen Divisionen durchmessen hat. In den dumpfen Kanonendonner unserer schweren Batterien, die mit einem gewaltigen Feuerbogen das Gelände an der Somme umspannen, mischen sich am Schluß der Rundfunkübertragung lang hingezogen die feierlichen Klänge des Niederländischen Dankgebetes. In tiefem Schweigen, stehend und barhäuptig, hören die Soldaten der Front das Gebet der Heimat. Schweigend drückt der Kommandierende General seinem Chef des Generalstabs die Hand. Und dieser Händedruck gilt in diesem Augenblick all seinen Soldaten, auch jenen, die schon der Rasen deckt. –

Noch sind die weiten Wiesenflächen vom Frühnebel angefüllt, als um 4.30 Uhr morgens die ersten Kompanien unserer Schützenregimenter in langen Reihen über die Sommebrücke hasten. Am anderen Ufer entwickeln sie sich sofort zum Gefecht. Dem aufgehenden jungen Tag bringen die Geschütze der deutschen Artillerie ihren feurigen Salut dar.

In starker Steigung zieht sich der Uferhang hinauf. Rechts und links, zu beiden Seiten des Dorfes Flexicourt, ist die Landschaft betupft mit grünen Waldstücken. Aus ihnen quillt und zischt der schmutziggraue Rauch krepierender Granaten empor. Unsere Batterien nehmen die zahllosen verborgenen Stellungen des Gegners, durch Aufklärungsflieger erkundet, unter wirksames Feuer. Die großkalibrigen Geschosse der französischen Artillerie

bepflastern den ganzen breiten Abschnitt. Oft schlagen sie dicht vor den Schützen der ersten deutschen Angriffswelle ein. Sekundenlang liegen sie dann, an die Erde gekrallt, still. Sie lauschen auf Einschlag und Flugrichtung der Geschosse. Jetzt... weiter! Sie springen auf, hinein in die eben gebohrten Trichter, sie erklimmen den Hang. Der Angriff rollt.

Jetzt setzen ihn die Panzer fort. In breiten Wellen fressen sie sich die Hänge hinauf. Wütendes Artilleriefeuer schlägt ihnen entgegen. Feindliche Tanks setzen zu einem Flankenstoß an. Die deutschen Kampfwagen machen eine Schwenkung, sie bekommen die feindlichen Tanks in der Flanke zu packen. Vom gegenüberliegenden Ufer aus leitet am Scherenfernrohr der Oberbefehlshaber der Armee selber den Angriff. Es sind heiße Stunden.

Längst sind die Sturmkompanien der deutschen Schützenregimenter zwei, drei Kilometer über die Somme hinaus ins feindliche Gelände hinein vorgestoßen, da versucht noch immer ein einsames verborgenes französisches Maschinengewehr in seiner typischen, langsam hämmernden Schußfolge den Übergang über die Brücke zu verhindern. Rechts und links neben den Pionieren schwirren die Geschosse vorbei, zischen ins Wasser oder klatschen in die Bäume des Waldrandes neben dem Scherenfernrohr des hohen Stabes.

Keiner läßt sich stören. Die Pioniere legen weiter ihre Bohlen, verbessern die Brücke. Es ist inzwischen der vierte große Fluß geworden, den sie bewältigen. An der Ourthe mag es wohl noch vorgekommen sein, daß sie die Köpfe einzogen, wenn die feindlichen MG. losknattern. Jetzt ist auch der Jüngste ein alter Feldsoldat geworden. Das verleiht Haltung.

In immer neuen Reihen erklimmen die angreifenden Schützen die Hänge, pirschen sie sich von Senke zu Senke durch das Gelände, heran an die feindlichen Maschinengewehrnester und Artilleriestellungen. Sie haben es mit Negern zu tun, wilden, völlig unzivilisierten Urwaldmenschen mit breiten Tätowierungsschnitten in den rohen Gesichtern. Sie kämpfen hinterhältig, aus immer neuen verborgenen Stellungen. Lieber lassen sie sich erschlagen als gefangennehmen. Handgranaten schaffen Luft. Die Maschinengewehre sind im Walde kaum zu verwenden, der

Querschläger wegen. Es wird ein gewaltiges Aufräumen. Mit dem Negergesindel kann nicht viel Federlesens gemacht werden. Am Abend werden zwölf von den schwarzen Bestien nach hinten geschickt in die Gefangenschaft, die haben sich auf die deutschen Verwundeten gestürzt und versucht, ihnen das Blut aus den offenen Wunden zu saugen. Noch Tage nachher hält sich Frankreichs schwarze Schmach in den Wäldern und vereinzelten Dörfern versteckt. Noch mancher brave deutsche Soldat muß sein Leben lassen, aus dem Hinterhalt niedergestreckt von einer der wilden Bestien. Das Dorf Hangest, wo sich die Neger eingenistet haben wie die Filzläuse, muß am Abend von deutschen Stukas zerstört werden. Das Dorf Riencourt, das menschenleer scheint und doch voller Neger sitzt, wird von der deutschen Artillerie zusammengeschossen. Trümmer fliegen umher, aber ein frisches, blumengeschmücktes Grab bleibt unversehrt, mitten in einem grünen Garten, darinnen einer ruht, der ein Fahrer war und unser bester Kamerad, der überall dabei war, wo Soldaten hingehören, der unter der Feuerglocke feindlicher Granaten so sicher fuhr wie auf friedlicher Autobahn und den die letzte, hinterhältige Kugel aus dem Gewehr eines von ihm zu Tode getroffenen Negers hier fällte. Ein irrsinniger Querschläger, der sein Ziel verfehlend, die Hauswand durchschlug und dennoch, nur zu gut, traf.

Feindliche Bomber, von Jägern begleitet, versuchen immer wieder, die Brücken über die Somme zu vernichten. Dumpf dröhnt die Luft von den Abschüssen unserer schweren Flakbatterien. Zahllose braune Wölkchen betupfen den Raum. Die Bomben dröhnen. Riesige Rauchfontänen schnellen empor. Aber was getroffen wurde, ist das Städtchen, in dem die französische Zivilbevölkerung vor Angst vergeht. Die Brücken sind unversehrt. Der Vormarsch geht weiter. Das wirksame Abwehrfeuer der deutschen Flakgeschütze hat den Gegner zu vorzeitigem Abdrehen gezwungen.

Am Morgen begann der deutsche Angriff, am Morgen dieses 5. Juni. Am Abend war die Somme in breitem Streifen überschritten, war der Einbruch in die ersten Stellungen der Weygandlinie erfolgt. Sie wurde für noch unüberwindlicher gehalten als die Maginotlinie. Man soll vorsichtig sein mit hochtönenden Worten!

Bis jetzt ist jeder Fluß im ersten Ansturm überwunden worden. Es war hart gewesen, aber immer wurde es geschafft.

Panzer entzauberten die verlängerte Maginotlinie ihres Rufes vermeintlicher Unbesiegbarkeit.

Die Somme hat ihren Schrecken verloren.

Und drei Tage später wird es die Seine sein.

Die Seine, das ist Paris. Paris ist Frankreich.

Spitze an der Seine

Ein riesenhafter Ritter reitet durch das Land, daß die Steine knirschen unter den Hufen seines Streitrosses. Er wirbelt sein Schwert über dem Kopfe. Nach allen Seiten treffen die tödlichen Streiche. Wer seiner ansichtig wird, der flieht, von Entsetzen gepackt...

Der Ritter, das ist die Panzer-Division.

Sie hat einen Beinamen bekommen, der ein Ehrenname ist. Man nennt sie drüben die „Gespenster-Division“. Gefangene brachten die Kunde davon mit. Es könne ja nicht mit rechten Dingen zugehen, daß eine Truppe, die gestern noch in einem Räume weilte, der Meilen von dem heutigen Kampfgebiet entfernt lag, morgen schon wieder an einer ganz anderen Stelle überraschend auftauche. Panzer könnten doch nicht fliegen...

Sie fliegen auch nicht. Sie rollen, gleiten, walzen durch das Gelände. Sie fahren die Straßen entlang. Wie sie es machen, wissen sie selber nicht. Sie sind einfach da. Immer zu einer Zeit, da sie keiner vermutet, immer an einer Stelle, die tausendfach gesichert scheint, wo feindliche Panzerjäger, Tanks und Artillerie vermeintlich undurchdringliche Sperren errichtet haben.

Panzer sind die Ziethenhusaren des modernen Krieges. Aber die drüben haben auch Panzer. Warum tun sie nicht das gleiche? Stahl bleibt totes Material, solange ihnen nicht das kämpferische Herz des Führers Leben verleiht.

„Unser General!“ sagen die Männer, und darin ist alles enthalten. „Immer zur Stelle“, meint der eine, „auch wenn er nur zwei Stunden geschlafen hat!“ – „Und dabei immer frisch rasiert, wo wir doch alle unseren Wochenbart tragen“, sagt der andere.

Wie er das alles fertigkriegt...!

Vor drei Tagen waren wir noch an der Somme. Jetzt aber fließt zu unseren Füßen das gelbliche Wasser der Seine.

In den Postämtern der verlassenen französischen Städte haben wir Stapel von Zeitungen jüngsten Datums gefunden. Wie interessant, die Leitartikel zu lesen. Aber man sollte es nicht auf den nüchternen Magen tun. Da fragen die französischen Redakteure, was die deutsche Armee nun wohl tun würde, voraussichtlich zu tun gedenken würde, denn wenn nicht alles trüge... Einerseits müßte man ja wohl berücksichtigen, daß ihre vordersten Teile an der Somme stünden, allerdings, aber anderseits, wie wäre es dann im Weltkriege gewesen, 'hein? Schon einmal habe sich dort an der Somme Deutschlands beste Jugend verblutet. Aber das wäre noch gar nichts! Freilich, die verlängerte Maginotlinie hätten sie auch durchstoßen, aber mes dames, messieurs, haben Sie schon einmal über die neue Weygandlinie nachgedacht? Das ist ganz etwas anderes als Maginot, nicht starr, sondern beweglich gestaltet, ganz zugemessen auf die Kampfesart der Deutschen, mehr wollen wir für heute nicht verraten. Nous verrons! Bevor aus den paar taktischen Teilerfolgen der große operative Schlag entsteht, wird noch viel Wasser die Seine herunterfließen...!

Da ist die Seine, und das Wasser fließt. Es fließt hinab zum Meer, und wenn es dort ankommt, wird es sich rot gefärbt haben. Blut ist farbkräftiger als Druckerschwärze.

Am Nachmittag waren wir angetreten. Das Marschziel hieß in groben Umrissen die Seine.

Auf vielen Wegen und Straßen, quer über die Felder, die Hänge hinauf und hinunter, so ziehen die deutschen Schnellen Truppen nunmehr diesem Ziele zu.

Lange Zeit schnurren unsere Reifen, gleiten die Raupenketten erschütterungslos über die gepflegte Teerdecke einer großen, breiten Rue nationale, einer der mustergültigen französischen Reichsstraßen, mit viel Beschriftung an den Seiten, mit Kurven, die ausgebaut sind wie die einer Bobrennbahn. Dann biegen wir ab, in irgendeinen Seitenweg, der voller pulvrigen Sandes liegt, so daß eine lange Staubfahne hinter uns herzieht. Dann wieder ein Stück Teerstraße, ab und zu querbeet.

Es herrscht eine auffallend rege Fliegertätigkeit. Immer wieder ballern die uns begleitenden Flakbatterien, schnell an geeigneten Punkten in Stellung gebracht, in den Luftraum.

Maschinengewehre und Gewehre beteiligen sich, was das Zeug hält.

Wiederum ist irgendwo, anfänglich nur im scharfen Glase der Flakbeobachter erkennbar, eine Kette feindlicher Flugzeuge aufgetaucht. Gutgezieltes Abwehrfeuer vereinigt sich auf die drei Ziele. Eine Maschine stürzt, kippt vornüber, einen Qualmstreifen hinter sich. Die beiden anderen drehen ab.

Tieffliegerangriffe scheitern noch während des Anfluges. Wirkungslos spritzen die Maschinengewehrgeschosse aus den Flugzeugen in den Staub der zermahlenen Felder.

Sie sind drüben reichlich nervös geworden, die Herren Tommies und Poilus. Sie merken nun auch, daß sich etwas tut. Aber was es nun in der Tat sein mag, das vermögen auch ihre immer wiederkehrenden Aufklärungsflieger nicht zu ergründen. Dabei ist doch alles so einfach. Wir marschieren, wir rollen durch das Gelände, wir wollen an die Seine. Ist denn das so etwas Besonderes? Daß wir keine Zeit haben, uns auf dem Hinmarsch erst lange zum Gefecht zu entwickeln, Herrschaften, das müßt ihr doch einsehen. Wo bliebe denn sonst die Stetigkeit des Vormarsches! So steht es doch in der Dienstvorschrift, und die muß man doch befolgen.

Daß wir mitnehmen, was am Wege liegt, das aber ist ja wohl unser gutes Recht. So viel Zeit ist immer.

Gestern fuhren die Panzer in eine kleine französische Stadt. Sie fuhren hinein, so wie einer eine Autotour macht. Sperren standen an den Stadteingängen, aber ehe die Pakkanoniere zum Schießen kamen, konnten sie die Panzer schon von hinten sehen. Sie fuhren gleich durch bis zum Bahnhof. Sie fuhren gleich auf den Bahnsteig. Sie hatten keine Bahnsteigkarten, und das Gitter war geschlossen gewesen. Jetzt hing es verbogen in seinen Angeln. Kampfwagen sind nun einmal in ihren Ausdrucksformen etwas geradezu. Die Panzerschützen sprangen aus den Fahrzeugen. Einige liefen zum Bahnhofsvorsteher. Ein anderer begab sich zur Fahrkartenausgabe und druckte eigenhändig eine Handvoll Bahnsteigkarten. Damit die Sache ihre Richtigkeit habe. Der Rest sicherte das Stellwerk. Es war 15.46 Uhr. 15.52 Uhr sollte der nächste fahrplanmäßige Zug ankommen. Sie hatten also noch sechs Minuten Zeit.

Und dann kam der Zug an. Geschickt wurde er auf ein Nebengleis geleitet. Die Abteiltüren öffneten sich. Heraus kletterte ein ganzer Schwung französischer Reservisten, schnell herangeschaffte Verstärkung für die Weygandlinie, die ja bekanntlich nicht starr, sondern ein bewegliches Verteidigungssystem ist. Daß diese Beweglichkeit aber schon hier anfing, auf diesem Bahnhof des französischen Hinterlandes, das war freilich nicht in die operative Rechnung gestellt worden. Die französischen Reservisten durften eigenhändig ihre Gewehre kaputtschlagen. Dann wurden sie in Bewegung gesetzt, wieder in Bewegung, aber diesmal zu Fuß. Allgemeine Richtung Berlin.

Drei Transportzüge wurden auf diese Weise geschnappt. Zuletzt hatten sich die deutschen Panzerschützen ausgezeichnet eingespielt. Der Zugmeldedienst, das Umleiten, das Entladen, es klappte so vortrefflich wie bei der Deutschen Reichsbahn. Und ehe sie wieder abrollten, versäumten sie nicht, sich noch ein paar Fahrkarten erster Klasse D-Zug nach Paris zu drucken. Für alle Fälle...

Wir fahren den ganzen Nachmittag über. Die Sonne ist feurig untergegangen. Wir fahren auch die Nacht hindurch. Eine Schützenkompanie fährt Spitze. Ab und zu wird an den Seiten der Marschstraße heftiges Maschinengewehrfeuer laut oder der Geschützdonner unserer Kanonenpanzer. Unsere Seitensicherung durchstreift das Gelände. Der Kampflärm verebbt ebenso schnell, wie er anhob. Viertelstunden später tauchen einzeln und in Gruppen, dann wieder in ganzen Kompanien französische und englische Gefangene auf. Es ist ein Sonnabend, sie können Weekend machen.

Die Tommies tragen ihren tellerflachen Stahlhelm verwegen aufs Ohr gestülpt, die Franzosen sind meist barhäuptig. So ziehen sie nun ihre endlose Straße zurück. Aber niemals gemeinsam. So weit geht die Freundschaft nicht. Reinliche Scheidung muß sein. Schließlich sind wir Engländer doch was Besseres!

Aber ein Gemeinsames haben sie doch: die Zufriedenheit darüber, daß für sie der Krieg nunmehr zu Ende ist. Einer der Tommies drückt seine unverhohlene Freude dadurch aus, daß er Hände voll köstlich duftender Zigaretten an die deutschen

Soldaten der Spitzenkompanie verteilt. Andere ziehen entlang und heben tatsächlich die Hand zum Hitler-Gruß.

„Laßt euch nur nicht von Churchill erwischen!“ rufen die deutschen Soldaten.

*

Inzwischen hat sich eine rabenschwarze Dunkelheit auf das Land gelegt.

Wir sind von den Fahrzeugen abgesessen und liegen in voller Deckung im Straßengraben. Aus einem Walde heraus, von der rechten Flanke her, schießt ein feindliches Pakgeschütz mit Leuchtspurmunition. Daneben kracht es dumpfer. Abschüsse einer Tankkanone. Beides kann uns nicht viel anhaben. Wir liegen im toten Winkel. Es ist nichts zu sehen, außer den schnellen Geschossen der Leuchtspurmunition, die wie feurige Raketen ihre Bögen ziehen oder wie Sternschnuppen.

„Wenn Sternschnuppen fallen, soll man sich etwas wünschen“, sagt der Oberleutnant im Straßengraben. Und nach einer Pause: „Heute ist mein Hochzeitstag.“

„Deshalb diese Festbeleuchtung!“ Sein Nebenmann sagt es und zieht den Kopf ein. Wir liegen zur Regungslosigkeit erstarrt. Eine Leuchtkugel hat Ewigkeiten lang die Finsternis zerrissen und das Land in strahlende Helligkeit getaucht.

Unsere dicht aufgefahrenen Fahrzeuge sind genau zu erkennen. Zweifellos auch von drüben. Aber die wissen anscheinend nicht, wen sie vor sich haben. Irgendeine Kolonne, sicherlich. Aber Deutsche? Das dürfte wohl ausgeschlossen sein.

Wir schicken einen Spähtrupp vor, hinein in das nachtschlafende Dorf, 400 Meter vor uns. Im Straßengraben geht es entlang. Auf der Straße würden die Schritte zu laut hallen.

Jetzt sind wir an den ersten Häusern. Kein Laut. Sie schlafen drin. Vorsichtig weiter auf der Dorfstraße, an der Kirchhofsmauer entlang. Vor uns kreuzen sich die Straßen. Hinlegen! Lauschen.

Plötzlich Lärm von links. Handgranaten fester gefaßt. Da kommen sie heran, um die Ecke, jetzt über die Kreuzung hinweg. Drei Fahrzeuge, fünf, sechs Fahrzeuge, immer mehr, mindestens 15 Autos, französische Lastkraftwagen, beladen mit Soldaten,

denen die Köpfe schlaftrunken vornübergesunken sind, die ihre Gewehre zwischen den Knien halten. Sie fahren an uns vorbei, sie sehen uns nicht. Wir liegen hart an die Erde gepreßt, seitlich an die Hauswand geschmiegt. Kein Schuß fällt von unserer Seite, keine geballte Ladung räumt auf unter der französischen Kolonne. Wir wollen uns nicht verraten. Wir wollen weiter. Die Seine ist unser Ziel. Die Seine und ihre Brücken.

Die französischen Wagen sind durch. Weit werden sie sowieso nicht kommen. Spätestens morgen früh sind sie von unseren nachfolgenden Flankenverbänden gefaßt. Dann fahren wieder ein paar französische Wagen mehr in unseren Reihen, aber hinfort mit deutschen Kennzeichen.

Melder zurück. Fahrzeuge vorziehen!

Die Spitze sitzt auf. Es geht wieder weiter.

Wir sind mitten in einem Gebiet, das vom Feinde dicht besetzt ist. Wir rollen durch Dörfer, in denen französische Posten, das Gewehr im Arm, auf und ab gehen. Manche stehen stramm. Keinem fällt etwas auf. Straßensperren gibt es nicht in den Dörfern. Es ist ja genug lebendige Abwehr vorhanden. Nur im Augenblick schläft sie. Es ist eine phantastische Nacht, ein geisterhaftes Vorwärtsrollen. Gespenster-Division!

Dabei haben wir keine Ahnung, wo unsere Panzer sind. Am Abend haben sie sich von uns getrennt. In weitem Bogen wollen sie dem gleichen Ziele zu, der Seine. Immer wieder wird nach ihnen gefunkt. Es kommt keine Antwort.

Wir sind eine einzige Kompanie, die sechste. Der Kompanieführer ist ein wilder Hecht. An der Somme hat er feindliche Batteriestellungen mit Handgranaten ausgeräuchert. Seit gestern trägt er das E.K. I.

Handgranaten sind auch heute im Bedarfsfalle unsere Feuerkraft. Handgranaten, Maschinengewehre und zwei Flakgeschütze. Mit denen wollen wir die Brücken nehmen, wollen hinüber über die Seine.

Wir halten an einer Straßenkreuzung im Gelände.

„Verflucht noch mal“, schreit der Oberst des Schützenregiments, der immer bei der Spitze ist, wenn es um die Wurst geht, „verflucht noch mal, wo mögen bloß unsere Panzer langgefahren sein??!“

Der Oberst darf getrost schreien, trotz der allgemeinen Lautlosigkeit, die befohlen ist. Es wird doch nur ein Flüstern, er ist völlig heiser. Vier Wochen Krieg, die meisten Nächte davon Schlaf im Freien, haben seinen Stimmbändern jede Schwingung genommen.

Der Kompanieführer hockt in seinem Kübelwagen, den Kopf und Oberkörper unter zwei Decken und einer Zeltbahn verborgen. In diese provisorische Dunkelkammer streckt sein Fahrer die Taschenlampe. Bei ihrem Schein liest der Kompanieführer die Karte. Nach rechts oder links, das ist die große Frage. Beide Wege führen zum Ziel. Er steigt aus, er legt sich lang auf die Erde und tastet mit den Fingerspitzen den Sandbelag nach Panzerspuren ab.

Feuerschein von rechts her. Dumpfer Knall, unmittelbar darauf. Kradmelder hin.

Einer unserer Kübelwagen ist den falschen Weg gefahren, genau auf eine verminte Straßensperre, die unsichtbar angelegt war. Ein Mann ist tot, zwei sind schwer verwundet. Sie werden zurückgebracht.

Weiter. Den anderen Weg entlang.

Flüchtlinge, in Autos und auf Pferdefuhrwerken, queren unseren Weg.

Der Oberleutnant nach vorn! Er muß mit ihnen französisch parlieren. Es geht sehr schnell. Zündungsschlüssel aus den Autos. Pardon, mes dames, mais c'est la guerre! Wenn es hell geworden ist, können Sie weiterfahren. Auch ohne Zündungsschlüssel fährt ein Auto, wenn Pferde vorhanden sind. Die Autos werden quer über die Straße gestellt, die Pferdefuhrwerke entschirrt dahinter. Morgen früh wird sich der Knäuel schon von allein entwirren. Bis dahin sind wir durch.

Erst machten die Flüchtlinge erschrockene Gesichter, als sie unvermutet die deutschen Stahlhelme gewahrten. Aber dann atmeten sie hörbar auf, als ihnen bedeutet wurde, daß ihre unfreiwillige Rast höchstens zwei Stunden dauern würde.

Es ist eine unwahrscheinliche Nacht. Die Kompanie fährt völlig ohne Licht. Ab und zu taucht aus einer der Landstraßen von rechts oder links der starke Lichtkegel eines Scheinwerfers auf. Immer wieder Flüchtlinge. Sie wähnten sich in völliger Sicherheit.

Plötzlich stehen wie aus dem Boden gewachsen vor ihnen die grauen Schatten deutscher Fahrzeuge. Ein paar beruhigende Worte an die erschreckten Leute, ein leichtes Streicheln mit der Hand über irgendeinen schwarzhaarigen Kinderkopf mit schlaftrunkenen Augen, dann ist die wilde Jagd wieder verschwunden, der feldgraue Spuk von der Finsternis verschluckt.

Ein Kradmelder knattert zum Spitzenfahrzeug. Halt! Hinter unserem Schlußfahrzeug hat einer sich ein tolles Stück geleistet. Er ist hinterhergefahren, vielleicht schon zwei Stunden lang. Jeder im Schlußwagen hörte den Motor knattern, wie das nun einmal dazugehört. Aber jetzt erst, beim letzten Halt, haben sie es festgestellt, daß der Kerl hinter ihnen ein französischer Kradmelder ist. Er hatte genau so wenig gesehen vor Staub und Schwärze wie wir selber. Er hatte unsere Kompanie für eine französische Kolonne gehalten. Wir fragten ihn aus. Aber er weiß nicht viel, die Meldung in seiner Ledertasche ist belanglos. Er darf weiter mitfahren, aber von nun ab im Kübel. Sein Kraftrad findet einen dankbaren Abnehmer.

Kurz vor Morgengrauen atmen wir den feuchten Duft nebliger Wiesen. Es riecht nach Wasser. Die Seine ist nahe Wir sind an ihrem Ufergelände. Irgendwie sind wir doch alle innerlich gepackt. Frankreichs Strom ist erreicht, und wir durften die ersten sein.

Die Zufahrtsstraße zu den großen Seinebrücken ist verstopft mit den Fahrzeugen von Flüchtlingen. Sie dürfen nicht hinüber auf das andere Ufer. Stark besetzte Barrikaden, 300 Meter vor uns, hemmen den Weg. Rechts ist der Bahndamm. Signalmasten mit roten und grünen Lichtern ragen auf. Vor einer Viertelstunde soll noch ein Zug hier entlang gefahren sein. Die Flüchtlinge erzählen es.

Eine ähnliche Nacht wie damals in Polen, als wir zehn Kilometer vor der Grenze waren. Da war auch eine Bahnstrecke. Die Telegraphendrähte sangen, die Lichter von den Signalmasten leuchteten, und Minuten später kam ein Zug entlanggedonnert, eine lange Reihe erleuchteter Wagenfenster huschte gespensterhaft vorbei. Es war der letzte Zug des Transitverkehrs, der durch den Korridor aus dem abgetrennten Danzig kam, heim ins Reich. Drei Tage später war das Reich nach Danzig gekommen.

Auch hier sind die Telegraphendrähte voller Strom, wie wir feststellten. Drüben am anderen Ufer der Seine liegt die friedlich schlafende Stadt.

Es will uns nicht in den Kopf, und es bekümmert uns, daß in diese friedliche Landschaft und in diese schlafende Stadt plötzlich die Instrumente des Krieges hineinhämmern sollen. Wir machen einen letzten Versuch.

Der Oberleutnant geht nach vorn, bis an die ersten Brückenhindernisse heran. Vor ihm liegt ein Dutzend Minen, sie sind quer und offen über die Straße gelegt, nach französischer Manier. Sie sehen aus wie Kommißbrote.

Der Oberleutnant legt die Hände vor den Mund, und dann ruft er hinüber auf französisch, sie sollten drüben keinen Unfug machen und lieber die Waffen niederlegen. Schießen hätte doch keinen Zweck, denn hier stünden die Panzer, die würden sonst gleich loslegen, und hinüber kämen sie doch.

Das war eine lange Rede, und sie haben sie drüben geduldig angehört, les camarades francais... Es war eine großsprecherische Rede, denn unsere ganze Feuerkraft, das waren die beiden Flakgeschütze, von Panzern keine Spur. Wir sind auch nicht gleich hinübergekommen. Sondern es kam etwas herüber. Und das war als Antwort auf die schöne Ansprache ein Feuerstoß aus allen Rohren. Und in dem war alles drin.

Wir schmissen uns auf den Boden. Pakgeschosse haben einen unangenehmen Laut an sich, wenn sie neben einem schmetternd aufschlagen. Sie schossen von drüben mitten in die Flüchtlingswagen ihrer eigenen Landsleute. Angstvolle Aufschreie, dazwischen das Mündungsfeuer der französischen Geschütze, das Krachen der Granaten. Maschinengewehre hämmern. Unsere halten auf die Barrikaden, dorthin, wo die feindlichen MG. in Stellung sein müssen.

Von der linken Flanke her donnern Kanonen. Nun sind doch auf einmal unsere Panzer da. Der Anschluß ist wieder hergestellt.

Greller Feuerschein blitzt plötzlich auf. Sekunden später folgt ihm donnerndes, polterndes, wuchtiges Krachen. Kopf in den Dreck! Eisenteile werden durch die Luft gewirbelt. Die Franzosen haben ihre Brücke gesprengt.

Drüben schnellt eine rote Leuchtkugel auf. Sekunden darauf das gleiche donnernde, feurige Theater noch einmal. Auch bei der zweiten Brücke ist die längst vorbereitete Sprengung ausgelöst worden.

Die Sache mit der Brückenübernahme ist schief gegangen. Schade um meine schöne Rede, denkt der Oberleutnant.

Inzwischen ist das Gros herangekommen. Der Morgen ist da. Fahrzeug hinter Fahrzeug rollt die Anmarschstraßen zur Seine heran. Hinter den hohen Uferbergen sind unsere Batterien in Stellung gegangen. Lage auf Lage jagt hinüber aufs andere Ufer. Die von drüben antworten mit Granaten und langen Feuerstößen aus verborgenen Maschinengewehrnestern. Die Geschosse zwitschern durch die Luft, klatschen an die Dächer und Hauswände des Städtchens Tourville la Riviere und zischen mit gefährlichem Surren als Querschläger über die Köpfe.

Was tut der Soldat in dieser Lage und nach solch einer Nacht?

Er frühstückt...

*

Und doch ist nichts schief gegangen. Am Mittag stehen wir in Rouen. Riesige Qualmbäume wachsen zum Himmel. Blutigrot schimmert die Sonne hindurch und beleuchtet das schaurige Bild der an acht Stellen brennenden Stadt. Die dicken schwarzen und grauen Qualmsäulen vereinigen sich zu einer gewaltigen Wolkenwand, die bedrohlich über dem Häusergewirr lagert, Öllager brennen. Aber die Kathedrale ist unversehrt. Wo etwas glimmt, löschen die deutschen Soldaten.

Ourthe, Maas, Sambre, Somme, in vier Wochen haben wir sie überschritten, jede Woche einen Fluß.

Die Seine aber ist der fünfte. Die Seine, an der nicht nur Rouen liegt, sondern auch Paris.

Wie schrieben die französischen Gazetten?... Noch viel Wasser müßte die Seine hinabfließen, ehe die Deutschen ihre kleinen taktischen Teilerfolge zu einem großen operativen Schlag verdichten könnten. Ein Wort nur, wie gesagt... „Weygandlinie...!“

Mag das Seinewasser fließen!

Wasser allein tut es freilich nicht...!

Die Strandhöhle

Und dennoch tut es wieder das Wasser. Es hat es uns angetan. Wir sind wiederum am Kanal. Ein Stück westlicher als damals und südlicher. Es sind noch einige Restbestände von Engländern vom Festland zu jagen. Wir wollen reinen Tisch machen, Räumungsinventur.

Von Calais bis Le Havre und weiter von Cherbourg nach Brest kleben sie wie die Fliegen an der Wand an der Küste. Die deutschen Panzer müssen einmal richtig dazwischenfahren.

Das eine Ziel nur schwebt den Restverbänden der englischen Divisionen vor Augen, dem Wurmfortsatz dieses einst so stolzen Expeditionskorps: die Transportschiffe, das Mutterland. Der letzte Akt eines gewaltigen Trauerspiels hat für sie begonnen. Ihrem französischen Bundesgenossen, dessen Land zu schützen sie vorgegeben hatten, können sie nun beim schlichten Abschied die Worte sagen, die unser Schiller an den Schluß seines Trauerspiels „Maria Stuart“ setzte, die abgewandelten Worte:

„Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach England!“

Es gibt kaum eine Gemeinschaft mehr zwischen Engländern und Franzosen, wenn sie überhaupt jemals bestanden hat, außerhalb der reizvollen Vergnügungsrestaurants am Montmartre.

Bezeichnend sind die Gefangenenzüge. Die ersten sind jeweils die Tommies, die englischen Soldaten, dann, eine ganze Weile hinterher, mit wohlbedachtem Abstand, folgen die Trupps und Gruppen der gefangenen Franzosen. Sie unterhalten sich nicht miteinander, sie tauschen keine Zigaretten aus, sie werfen sich keinen Blick zu. Höchstens einen bösen, von der Tommyseite her, einen grinsenden von der Seite der Poilus. Jeder findet sich nach seinem Naturell mit dem Krieg und einem solchen Ende ab.

Drüben am englischen Rundfunksender sprechen sie aber immer noch vom siegreichen Rückzug.

Sie könnten überhaupt viel lernen, die englischen Rundfunksprecher und die französischen Redakteure, wenn sie hier wären.

Wir könnten sie zum Beispiel in das kleine Stranddörfchen führen, einen Steinwurf weit vom Wasser entfernt. Vor dem steilen Uferhang müßten wir haltmachen und erst einmal unsere Taschenlampen anknipsen. Denn, was wir jetzt betreten, mit vorsichtigen, tastenden Schritten, das ist eine Felsenhöhle, und sie bohrt sich genau in den hohen Uferhang.

In dieser Felsenhöhle, die dumpf ist und eng und finster, hausen seit 10 Tagen über 200 Frauen, Kinder und alte Männer. Sie schweben in ewiger Angst vor den englischen oder französischen Angriffen, vor den Schiffsgeschützen zumal und den Fliegern.

Wie Befreier werden wir begrüßt, wir, die Feinde, die deutschen Soldaten. Sie sind auf uns zugekommen, die alten Frauen und Männer, diese jungen Mütter, mit ihren Kindern auf dem Arm oder an der Hand. Sie haben sich die Hände am Rock abgewischt, sie haben uns leicht am Arm berührt, ein wenig und verschämt dazu gelächelt. Dann fingen sie an zu klagen, sie machten lebhafte Handbewegungen, ihre Worte überstürzten sich. Sie haben nichts zu essen, nichts zu trinken, manche Kinder sind krank geworden.

Sie wollen es nicht glauben, als wir ihnen sagen, sie könnten nun wieder in ihre Häuser gehen, das Höhlenleben hätte nun ein Ende. Sie stecken die Köpfe zusammen, sie tuscheln miteinander, prüfend gehen ihre Blicke über unsere Gesichter. Ja, werden denn die Deutschen uns nicht erschießen...?

Knaben drängen sich heran. Sie reichen uns ihre verschmutzte derbe Jungenhand hin, sie sehen uns voller Vertrauen an, diese blonden und schwarzen Bretonenjungen, mit ihren hellen und dunklen Augen. Man streicht ihnen über den Kopf. Und in dieser einen Bewegung kann in einem solchen Augenblick sehr viel enthalten sein, für die fremden Köpfe und für die eigenen Hände.

Am nächsten Morgen schicken wir ihnen etwas zu essen. Sie sind doch in ihrer Felsenhöhle geblieben. Aber am Vormittag bringen sie unaufgefordert all die verrosteten Jagdflinten

angeschleppt, die sie noch in ihren Häusern bewahrt hatten. Was sollen wir damit? Schafft das Zeug doch zu eurem Bürgermeister!

Doch er ist parti... verduftet, getürmt. Sie schimpfen in allen Tonarten auf ihn. Wir kennen diese Melodie schon. Sie ist uns oft gesungen worden. Immer war der Bürgermeister, waren die hohen Amtspersonen die ersten, die die Flucht ergriffen und die anderen ohne Sorge und Obhut zurückgelassen haben. Und immer ist die Erbitterung der hirtenlosen Herde die gleiche. Die vielgepriesene Brüderlichkeit hörte auf, wenn es schoß. Hungrigen Menschheitsaposteln ist ein Stück Schlackwurst lieber als alle Schlagworte.

Ein solches faustgroßes Stück Schlackwurst, wie es Atze, der Kradmelder, gerade dem kleinen französischen Jungen in den Mund schiebt.

„Manger... manger...!“ „Essen... essen!“ sagt er. Es sind die einzigen französischen Worte, die er kann. Aber seit gestern abend ist ein neues dazugekommen. Und das heißt Boulette. Boulette ist nicht nur eine Fleischspeise, und sie liegt braungebraten und kalt in den Glasschränkchen der Berliner Budiker, gleich rechts vom Eingang, auf dem Schanktisch, sondern das ist auch ein Vorname. Boulette heißt das neue Beutemotorrad, das Atze nun fährt. Atze, der wie ein Wilder gegen die Neger losging und der die kleinen Franzosenkinder hätscheln und streicheln kann wie ein rechter Kindervater, und das letzte Stückchen Schokolade, das gibt er ihnen auch.

Aber wenn er sich beobachtet glaubt, dann haut er ab. Tritt auf den Kickstarter, 'rauf auf die neue Boulette, weg. Was zurückbleibt, ist sein altes Krad, die brave, gute Wally. Sie hatte treu gedient, von Polen bis zur Kanalküste. Aber zuletzt war ihr das Tempo doch zu schnell geworden, sie hatte Atembeschwerden bekommen. Nun liegt sie da und vergießt einsame, dicke Öltränen...

St. Valery – der Tag der 25.000

Öl schwimmt auch auf dem Wasser des Kanals, Öl in zähen, breiten, großen Flecken. Es stammt von einem Truppentransporter, den unsere Flakbatterien zusammengeschossen haben.

Ein diesig grauer Morgen liegt über der Küste. Er kommt den Engländern sehr zustatten. Im Schütze dieses natürlichen Nebels versuchen sie, sich auf ihre Schiffe und nach England hinüberzuretten.

Unweit von St. Valery en Caux, etwa 40 Kilometer westlich von Dieppe, soll die Einschiffung vor sich gehen. Es ist kein Angriffswetter für unsere Stukas. Aber den fetten Happen lassen sich die deutschen Truppen dennoch nicht entgehen. Geht es nicht aus der Luft, dann werden wir es eben von Land ausmachen müssen. Die den Franzosen am Vortage angebotene Übergabe von St. Valery ist nach der vereinbarten einstündigen Frist nicht angenommen worden. Nun müssen die Geschütze weitersprechen.

Wiederum erzwingen die deutschen Panzer den Durchbruch durch die Reihen der feindlichen Widerstandsnester, die rings um St. Valery gut getarnt angelegt sind. Aus ihnen schlägt den Angreifern heftiges Abwehrfeuer entgegen. Aus den kleinen Dörfern schlagen die Flammen empor. Schutt und Asche bezeichnen den Weg, den die Engländer genommen haben. Es ist ja nicht ihr Land, das hier zerstört wird. Ein 500 Meter langes Stück der Landstraße ist besät mit den Trümmern einer englischen Fahrzeugkolonne, die buchstäblich in alle Winde verstreut worden ist. So hat ein deutscher Stukaangriff am Vortage gewirkt. Aber auch er hat die eingeschlossenen Teile der französischen und englischen Divisionen nicht zur Vernunft gebracht. Sie haben das Angebot des deutschen Generals

abgelehnt, obwohl er ihnen unmißverständlich gesagt hat, dann würde er sie unter Einsatz der schwersten und modernsten deutschen Waffen zur Übergabe zwingen.

Wie wir später erfahren, sind es gerade die Engländer gewesen, die gegen den Willen des französischen Generals die deutsche Aufforderung zur Übergabe abgelehnt haben. Sie sahen ihre Transportschiffe draußen auf der weiten Fläche des Kanals. Für sie selber schien also noch eine Möglichkeit des Entkommens gegeben zu sein. Nach diesem Strohhalm langten sie. Was aus den Franzosen würde, war ihnen gleichgültig. Hier ging es um ihre eigene hochwerte Haut.

Tatsächlich ist auch auf die Transportschiffe kein einziger französischer Soldat verladen worden. –

Es ist ein Tag voll wechselnder Ereignisse.

Noch bis zur zehnten Morgenstunde wird auf beiden Seiten mit aller Heftigkeit gekämpft. Auf dem engen Räume müssen die Männer der Schützenregimenter gegen jeden Busch anrennen. Aus jedem Straßengraben, jedem Hause knallt es ihnen entgegen. Überall können die Panzer ja auch nicht sein. Es scheint, als ob es dem Gegner gelänge, dem deutschen Angriff zu trotzen. Von See her hauen die Granaten eines Kriegsschiffes in die deutsche Flanke.

Da ist es wieder der General, der durch sein persönliches Beispiel die Truppe mitreißt und so den Angriff sieghaft nach vorn trägt.

Von dem hohen Steilufer der Küste aus sind in weiter Entfernung, kaum wahrnehmbar durch das Fernglas in der diesigen Luft, die Umrisse des Kriegsschiffes zu erkennen. Man sieht das Mündungsfeuer seiner Geschütze aufblitzen. Es scheint sich um einen der zahlreichen Zerstörer zu handeln, deren Aufgabe es ist, den Geleitzug der Truppentransporter zu schützen. Zwei Geschütze einer deutschen Flakbatterie sind im Morgengrauen dieses Tages von dem Zerstörer zusammengeschossen worden.

Der General läßt eine schwere deutsche Batterie ganz vorn an der Küste in Stellung gehen. Er gibt selber die Entfernung an. Die ersten Schüsse verlassen donnernd die Rohre.

MG.-Geschosse zwitschern über den Köpfen der deutschen Kanoniere. Zwei deutsche Panzer rollen in dieser Schußrichtung vor. Sie säubern das Ufergelände.

Von See her rollt der Geschützdonner des Zerstörers heran. Mitten in diesem Feuerzauber vernimmt das Ohr plötzlich ein seltsames Wort, halblaut gesprochen. „Malzbier", sagt einer. Der es sagte, ist ein Soldat, mit dem Mikrophon vor dem Munde. Es ist ein Rundfunkberichter. Malzbier ist sein Kennwort. Zwischen Abschüssen und Einschlägen hört man seine Stimme, die den Verlauf des Gefechtes schildert. Und am Abend werden die in der Heimat es am Lautsprecher hören können und es miterleben, als ob sie selber mit dabeigewesen wären, wie jetzt die Lage der deutschen Batterie mitten in den Aufbauten des englischen Zerstörers sitzt. Wasserfontänen sind aufgespritzt, vor und neben dem Kriegsschiff, aber die dritte Lage saß mitten im Ziel. Flammen schießen drüben empor. Der Zerstörer ist in Brand geschossen.

Jetzt ist die Pionierspitze des Ersten Bataillons des Schützenregiments an den ersten Häusern von St. Valery. Granaten heulen über unsere Köpfe hinweg, hinein in die Stadt. Steinbrocken zusammengeschossener Häuser, verkohlte, noch glimmende Balken versperren die Straße. Überall kracht es von Einschüssen. Der scharfe Knall explodierender Munitionsvorräte zerreißt die Luft. Aus den Kellern schießt es und aus den Dachluken.

An den Hauswänden entlang geht es tastend vorwärts. Braune Uniformen werden sichtbar, Gesichter mit gewölbten und flachen Stahlhelmen, hocherhobene Hände. Gefangene.

Von allen Seiten nähern sich in dieser Stunde die Spitzengruppen der angreifenden Schützenkompanien den Ortseingängen. St. Valery ist umschlossen. Kanonen donnern, Infanteriegeschütze dazwischen. Das Wort des deutschen Generals wird wahrgemacht, die Übergabe wird erzwungen.

Vor uns liegt das breite Schleusenbecken, es ist nahezu wasserleer. Ebbe. Ein schmaler Steg führt hinüber auf die andere Seite. Dort drüben sind alle Häuser zerschossen. Hinter ihnen ziehen sich die Kaianlagen entlang. Von dorther hämmert noch immer heftiges Maschinengewehrfeuer.

Zwei englische Gefangene werden auf einen deutschen Panzerspähwagen gesetzt, mit weißen Tüchern in den Händen. Sie fahren die Häuserfronten ab, winken.

Im gleichen Augenblick ist der deutsche General im offenen Kübelwagen mitten auf den Marktplatz gefahren. Er ruft den englischen Soldaten, die an ihm vorbeihasten und den Weg zum Hafen zu gewinnen versuchen, ein paar Worte zu. Endlich bleibt einer von den Tommies stehen und kommt heran. Der General fordert ihn auf, er solle zu seinem englischen General gehen und ihm sagen, jeder weitere Widerstand wäre sinnlos, die Stadt von deutschen Truppen umschlossen, der Stadtrand und das Zentrum besetzt. Noch eine Chance hätte der englische General...

Jetzt nimmt er sie wahr.

Nach zehn Minuten fährt in einer Limousine ein beauftragter Offizier des englischen Kommandierenden auf dem Marktplatz vor. Er ist herabgekommen von den Höhen des nördlichen Stadtrandes, in dessen Häusern und Wäldern die Abgeschnürten sich bergen. Der lange Engländer klettert aus der Limousine. Er geht auf den deutschen Ordonnanzoffizier zu, legt die Hand an die Mütze, und seine ersten Worte, diese in fehlerlosem Deutsch vorgebrachten Worte, sind eine Frage:

„Sagen Sie mal, wie alt ist eigentlich Ihr General?“

Nun, dieser deutsche General schlendert in der gleichen Minute, da die beiden sich unterhalten, auf dem Marktplatz umher, die Hände auf dem Rücken. Er geht auf und ab, betrachtet die zerschossenen Häuser, die vorbeiziehenden Gruppen waffenloser englischer Soldaten. Neben ihm geht barhäuptig ein blonder, langaufgeschossener deutscher Fliegeroffizier. Er ist soeben aus englischer Gefangenschaft von unseren Stoßtrupps befreit worden. Bei Rouen wurde er vor einigen Tagen abgeschossen. Er hat viel zu erzählen. Aufmerksam hört der General ihm zu. Dieser General, dessen Alter zu ergründen die erste Sorge des englischen Offiziers war. Wollte er an Ort und Stelle und mit seinen eigenen Sinnen die Richtigkeit der These seines englischen Oberkommandierenden drüben in England, des Mister Ironside, ergründen, der doch behauptet hatte, die deutschen Generale verstünden nichts vorn Kriegführen, sie wären alle zu jung?! Wie alt oder wie jung, das wird auch für den neugierigen

Engländer noch in diesem Augenblick, da er wenige Meter vor sich den deutschen General auf und ab schlendern sieht, eine zweifelhafte Frage sein, weil es eine Frage der Schätzung ist. Aber was das Kriegführen angeht und die Kunst des Kriegführens, so dürfte es selbst für das denklahme Gehirn eines hölzernen Engländers kaum ein Zweifel mehr geben, in dieser Hafenstadt St. Valery und in dieser Stunde, da nicht weniger als 25.000 Mann mit acht Generälen gezwungenermaßen ihre Waffen strecken.

In ihren Luxuslimousinen fahren die Generäle vor, einer nach dem anderen, mit ihren Stäben. Der erste ist der Engländer.

Nun stehen sie sich auf wenige Schritte gegenüber. Auf der einen Seite der deutsche General, der Mann mit dem Pour le merite und dem Ritterkreuz, der Kommandeur der sagenhaften „Gespenster-Division", mit dem straffen, braungebrannten Soldatengesicht. Auf der anderen Seite der lange, grauhaarige englische General. Zum ersten Male sehen sie einander von Angesicht zu Angesicht, diese beiden Divisionskommandeure, die seit 14 Tagen miteinander die Klingen kreuzen.

Der eine von ihnen Angreifer und rücksichtsloser Draufgänger vom ersten Tage des Krieges ab.

Der andere verfolgt, immer im Rückzug, immer wieder erneut geschlagen. Und nunmehr, hart an der Küste, die beides bedeuten konnte, Rettung oder Untergang, hat er das Schicksal der Gefangenschaft vor Augen.

Sie prüfen einander mit wägenden Blicken. Kein Muskel zuckt in beiden Gesichtern. Der Engländer geht auf den Deutschen zu. Schweigend legen beide die Hand an den Mützenrand. Dann nimmt der englische General die Weisungen zum Abtransport seiner Truppen in die Gefangenschaft entgegen.

Deutsche Panzerspähwagen jagen die steilen Straßen empor. Panzerkampfwagen folgen. Oben, am Ostausgang der Stadt, bahnen sie sich ihren Weg durch das Gelände und sichern vom Steilufer aus die Küste. Seewärts sind ihre Geschützrohre gerichtet.

In einer langen, schwarzen Limousine ist der französische General, ein alter, müder Mann, mit einigen Offizieren seines Stabes auf dem Marktplatz vorgefahren. Er bedauert, daß noch

einmal um St. Valery gekämpft werden mußte. Er hat übergeben wollen.

Schon gestern hatte er den gefangenen deutschen Fliegeroberleutnant, der jetzt an der Seite des deutschen Generals steht, beauftragt, in Begleitung von französischen Soldaten mit weißen Fahnen, als Parlamentär zu den Deutschen zu gehen. Er war aber nur bis zu der englischen Linie gekommen. Dort wurde das Parlamentärkommando mit Schüssen auseinandergejagt.

Während also die französischen Soldaten bereits haufenweise ihre Gewehre zerschlugen, wollten die Engländer den völlig aussichtslosen Widerstand immer noch fortsetzen, bis zum letzten Mann, das heißt, bis ihr letzter Mann auf die Schiffe gelangt wäre. Noch am Abend des Vortages hatte der französische Kommandierende General dem deutschen Fliegeroffizier sein Leid geklagt und seinem Unmut über das einsichtslose Verhalten der Engländer mit bitteren Worten Luft gemacht.

Unweit des Marktplatzes, in einer Straße, die parallel zum Schleusenkanal verläuft, liegt ein Haus mit roter Ziegelfassade. Es ist eines der wenigen unbeschädigten Häuser dieses Stadtteiles. Hierher wird die gefangene Generalität gewiesen. Das Haus wird ihr vorläufiger Aufenthaltsraum. Der sie hinführt aber, ist der deutsche Fliegeroberleutnant.

Der englische General wollte sein Haus für sich behalten, er wollte nicht mit den Franzosen unter ein Dach. Nun muß er es doch. Man soll Alliierten die Gelegenheit zur Aussprache nicht nehmen.

Jetzt stehen sie oben an den Fenstern oder im Vorgarten, die acht Generäle mit ihren Stäben. Vor ihren Augen verlassen unzählbare, lange, staubbedeckte Marschkolonnen englischer und französischer Gefangener die Stadt. Wie immer ziehen die Engländer an der Spitze. Den Staub dürfen die Franzosen schlucken. Sonderbare Waffenbrüderschaft. Wie in dem roten Hause. Oben an den Fenstern die müden Gesichter der französischen Generäle. Unten im Garten der robuste Engländer mit den Herren seines Stabes, die auch jetzt noch eine hochmütige Gleichgültigkeit an den Tag legen. Zwischen ihnen

beiden, den Franzosen und den Engländern, eine dicke Mauer. Nicht nur die des Hauses.

Die Truppenteile der englischen und französischen Divisionen, die noch in den Wäldern verstreut liegen, werden durch Abgesandte ihrer Generäle, begleitet von deutschen Offizieren, zu einem behelfsmäßigen Sammellager auf einer Wiese am Ostausgang der Stadt geleitet. Bald ist die weite Wiese von erdbraunen Uniformen angefüllt. Die Offiziere werden in Lastkraftwagen verfrachtet. Ein französischer Leutnant, unverkennbar jüdischer Abstammung., deutsch sprechend, tut sich wichtig und will eine Extrawurst gebraten haben. Er möchte zu gern im Stabsquartier seines Generals bleiben. Schon zweimal ist ihm bedeutet worden, daß es keine Ausnahmen gibt. Er versucht es immer wieder, obwohl sein eigener General gar keinen Wert auf seine Gesellschaft legt. Noch als er auf dem schon abfahrenden Lastkraftwagen sitzt, macht er heftige Hand- und Zungenbewegungen, um die deutsche Begleitmannschaft von der unbedingten Notwendigkeit seines Hierbleibens zu überzeugen.

Geschütze, zerschossene und unversehrte, liegen in unübersehbarer Menge in den Straßen. Blutrot steigen die Flammen aus den brennenden Häusern empor.

Auf den Steinfliesen der Hauseingänge, den Trittbrettern ihrer Wagen oder an die Panzer gelehnt, nehmen die deutschen Soldaten ihr verspätetes Feldküchenessen ein.

Der General steht mit den Obersten seiner Regimenter an der Kaimauer. Vor ihnen, auf einem Haufen Eisenträger, liegen die Teller. Man löffelt Erbsen mit Speck, das Galadiner der Gulaschkanonen. Sie sind fast noch heißer als der Tag heute.

Von dem Lautsprecherwagen, der ständig der Truppe folgt, dringen die Klänge einer Schallplatte heran. Tafelmusik. Irgend etwas mit Vallera und Valleri...

Vielleicht auch mit Vallera und Valery.

Es schreibt sich nur anders, der Klang ist der gleiche.

Und es paßt zueinander.

Besonders zu dieser Stunde, an einem solchen Tage.

Saint Valery, vallera...!

Weiße Fahnen

Le Havre ist genommen. Jetzt bleiben nur noch die beiden vorgestreckten Küstennasen: Cherbourg und Brest. Wir sind auf dem Wege nach Cherbourg.

Eine Kradschützenkompanie fährt Spitze. Wir fahren durch die lastende Sonnenwärme eines heißen Junitages. Immer wieder verhält die Spitze, sie schickt Sicherungen vor, dann geht es weiter. Mal schnell, mal langsam. Man tastet sich hinein in das vom Feinde dicht besetzte Gelände.

Wenn wir auch seit zwei Tagen kaum zur Nachtruhe gekommen sind, so haben wir doch nicht einen Kanonenschuß gehört. Und außer den Einschlägen der Bomben von englischen Flugzeugen, die unsere Flußbrücken zu treffen trachteten, aber nur die Ackerflächen daneben trafen, waren kaum stärkere Detonationen vernehmbar. So zeichnet sich schon im verhältnismäßig kleinen Abschnitt einer Division der gewaltige Waffenerfolg ab, den unsere gesamte Wehrmacht gegen die vereinigten französischen und englischen Armeen innerhalb dieser fünf Wochen erzielt hat. Die harten deutschen Schläge haben die drüben weich gemacht.

Lastende Lautlosigkeit liegt auf dem Lande. Die weiten hügeligen Flächen verschlucken jedes Geräusch. Nur die Motoren brummen. Gummireifen schnurren auf den Teerstraßen. Dann wieder biegt das Spitzenfahrzeug nach rechts oder links ab, und nun, auf den mülmenden Feldwegen haben die Fahrer Mühe, inmitten wallender Staubwolken, Vordermann zu halten. Langsam, aber stetig tasten wir uns vorwärts, der Küste zu, die irgendwo da vorn liegen muß, vielleicht 300 Kilometer entfernt.

Engländer sind nirgends mehr festgestellt worden. Seit Tagen sind sie in vollem Laufen, und als Sportsleute von Weltklasse haben sie das weiße Zielband der Küste als erste erreicht. Vor

den Franzosen. Die müssen hinhaltenden Widerstand leisten, damit die Bundesgenossen Vorsprung gewinnen.

Ein Flieger kreist über unseren Köpfen. Er zieht mehrfach Runden und setzt dann zur Landung neben der Landstraße an. Er meldet, daß die Gegend um Cherbourg dicht vom Feinde besetzt ist. Dann werden wir ihn eben ersuchen müssen, aufzustehen.

Wir fahren und fahren. Die Sonne macht dösig. Es scheint ein recht schläfriger Tag zu werden. Vor uns tauchen wieder die ersten Häuser irgendeines französischen Dorfes auf. Wald zieht sich nach rechts und links. Da geht es los.

Maschinengewehrfeuer aus dem rechten Waldstück. Wir liegen im Straßengraben, das Fernglas am Auge. Alle Fahrzeuge sind leer. Wie der Blitz waren die Schützen von ihren Krädern und Wagen. Augenblicke später hämmern die deutschen Maschinengewehre mit ihrer deutlich hörbaren schnelleren Schußfolge in den Waldrand hinein.

Ein Kübelwagen kommt von hinten her den Feldweg entlanggefahren. Ein Offizier steht hochaufgerichtet in dem Wagen, ein deutscher Oberst. Während er langsam an den Schützen im Straßengraben vorüberfährt, ruft er laut: „Die französische Regierung bittet um Waffenstillstand!“ Er steigt aus, legt sich mit in den Graben.

Einen Augenblick liegen wir wie erstarrt. Gewohnheitsmäßig sieht man nach der Uhr. Es ist 17.15 Uhr.

Allmählich dringt uns das Unfaßbare, das Schwerwiegende dieser Nachricht ins Bewußtsein. „Mensch, das heißt ja, der Krieg ist aus!“

„Siehste, die haben die Nase voll!“

„Waffenstillstand...? Die können nicht mehr. Die haben wir aber aufs Kreuz gelegt!“

Für einen Augenblick nehmen die Schützen die Hand vom Gewehr, mit dem sie im Anschlag liegen. Waffenstillstand? Na, da wird es ja hier auch bald aufhören. Sie rücken den Stahlhelm ein wenig aus der Stirn, bei Kühle läßt sich besser nachdenken.

Nachdenken? Gar keine Zeit dazu. Hier geht es weiter. Die Gesichter bleiben feindwärts gerichtet, wie es sich für Feldsoldaten gehört. Hier ist noch Krieg, blutiger Ernst. Hier wird weitergeschossen, gekämpft und auch gestorben. In dem gleichen

Augenblick, da der deutsche Oberst seine Nachricht rief, lief ein Befehl nach hinten. Der Befehl, ein Holzkreuz zu machen für einen braven deutschen Unteroffizier, den eine Sekunde vor Torschluß die feindliche Kugel fällte.

Was wird nun hier? Minuten vergehen. Dann heißt es auf einmal: Aufsitzen! Das Feuer ist verstummt. Wir fahren. Die Spitze setzt sich wieder in Marsch.

Wir passieren die ersten Häuser des französischen Dorfes, das wir eben im Sturm hatten nehmen wollen. Auf den Straßen stehen französische Soldaten, die Gewehre in der Hand. Viele auch schon waffenlos.

Vor uns fährt ein deutscher Panzerspähwagen mit weißer Flagge. Er hat den Franzosen die Nachricht vom Waffenstillstandsgesuch ihrer Regierung übermittelt.

Auf einmal sind auch unsere Panzer wieder da. Von links her dringen sie ins Dorf. Bald sind sie von Franzosen umringt, weißen und farbigen. Aus ihren Gesichtern strahlt die Freude, daß für sie der Krieg zu Ende ist. Seit zwei Wochen haben wir es immer deutlicher gespürt, daß die auf der Gegenseite nur noch verdammt wenig Lust hatten, den aussichtslosen Kampf gegen die deutschen Waffen fortzusetzen.

Algerische Schützen kommen auf uns zu, die gleichen, die uns eben noch mit dem Gewehr in der Hand gegenübergelegen hatten. Statt der Waffen halten sie jetzt in ihren Händen Zigaretten. Sie bieten sie uns an, rauchen dafür unsere.

Einer tritt heran, ein brauner langer Schlaks. Stellt sich vor, indem er sein Handgelenk hinreckt mit der Erkennungsmarke. Constantin steht darauf. Er greift ungeniert nach dem deutschen Fernglas, sieht hindurch. „Bon!“ sagt er. „Tres bon!“ Auch die deutsche Pistole findet er sehr gut, noch besser die deutschen Panzer, am besten aber, daß jetzt der Krieg zu Ende ist. „Tant mieux!“ Jetzt können sie endlich einmal ausschlafen. Die deutschen Schnellen Truppen haben ihnen bisher keine Zeit dazu gelassen. Sie sagen es selber, und sie sagen es mit unverhohlener Hochachtung. Aber jetzt: „La guerre est finie!“

Dieses „finie“: aus, zu Ende, Krieg vorbei, wird zum Zauberwort der Fahrt, die nunmehr anhebt. Im 60-Kilometer-Tempo brausen wir durch die französischen Dörfer und Städte. Die Menschen

stehen auf den Straßen, schreien, jubeln, umarmen einander. Finie!

In schnellstem Tempo geht es nach Norden. Manchmal stehen Leute in den Straßen und schauen uns verwundert nach. Erst als wir um die Ecke biegen, sind sie es gewahr geworden... mon dieu... das waren ja gar nicht Engländer,... das waren ja – die Fridoline, die Allemands, die Deutschen. Hinter den Gardinen der Fenster kommen neugierige Gesichter hervor, sie wollen jubeln, der Freudenruf bleibt ihnen in der Kehle stecken. Die Deutschen?!

An einer Straßenkreuzung eine schwarzgekleidete junge Frau. Sie will die Hand heben zum Winken, die Hand sinkt herunter, vor das aufschluchzende Gesicht. Vielleicht fiel er erst vor zwei Tagen, dem ihre Trauerkleidung gilt.

Manche aber, die meisten, können sich nicht fassen vor Freude, wie jenes junge Mädchen, das uns auf dem Fahrrad entgegenkommt und bei ihrem Jubelschrei „Pinie?!“ beinahe vom Rade fällt. Jetzt steht sie am Straßenrande und winkt und winkt, der Staubfahne nach.

Wir aber fahren, fahren, fahren. Vorbei an Frauen, Männern, Kindern. Vorbei an Soldaten, Soldaten und immer wieder Soldaten. Sie stehen vor ihren Gewehrpyramiden oder Gewehr bei Fuß. Ihre Gesichter sind verschlossen. Ist das das Ende? Oder sie haben die Gewehre auf den Bordsteinen schon zerschlagen. Das Ende? Gott sei Dank!

Wir fahren 100 Kilometer, 200. Die Sonne sinkt. Wir fahren in den Abend. Ein blasse Mondsichel tastet sich herauf. Wir fahren durch die Nacht. Zur Küste, summen die Motoren. Der Krieg ist aus. Es ist unfaßlich. Jetzt bloß schnell noch den Engländern ans Leder!

Plötzlich... der Atem stockt. Eine feurige Lohe wächst blutrot, ein sich wölbendes ungeheures Flammendach, aus der Straße 30 Meter vor uns.

Berstendes Krachen. Eisenteile fliegen. Bremsen kreischen. Straßensperre vor uns, für Augenblicke im Flammenschein erkennbar. Unser erster Panzerspähwagen ist in die Luft geflogen. Dahinter weitere Fahrzeuge der Aufklärungsabteilung, alle dichtauf gefahren.

Krachen, Knattern, Bellen der Geschosse. Pak haut herein. Maschinengewehre von links,... von rechts,... jetzt auch von hinten. Ein toller Wirbel, wir sind mitten hinein in die Falle gefahren.

Schöne, weiche, sanfte Erde des Straßengrabens! Ein Wegübergang versperrt den Graben. So eine Gemeinheit, jetzt müssen wir mitten aufs Tablett. Nichts zu sehen. Aber wenn man den Kopf nur zentimeterweise hebt, prasselt ein neuer Feuerstoß heran. Schöner Waffenstillstand das! So eine Gemeinheit, gerade heute! Kopf weg! Sie hörten uns sprechen, es prasselt auf die Straßendecke. Hätten die Handgranaten, wären wir längst im Eimer. Sich nicht wehren können, das ist das Scheußlichste. Blindlings in die Schwärze der Nacht halten, ist sinnlos. Es hilft nichts, wir müssen zurück.

Feuerstoß abwarten... So, jetzt... Sprung! Es glückt.

Es glückte überhaupt und in unwahrscheinlichem Ausmaß. Den Segen aller Götter auf die Straßengräben!

Wir haben uns vom Gegner gelöst, Sicherungen in der Nacht bezogen und im Morgengrauen unsere Fahrzeuge zurückgeholt. Keines hatte weniger als zehn Einschläge von den Paks und Maschinengewehren der Engländer, die unsere Ausklärungsabteilung erst nach hartem Kampf aus ihren befestigten Stellungen herausholen konnte.

Aber nun sind schon wieder Stunden seit diesem nächtlichen Zwischenfall vergangen. Die Sonne preßt sich prall auf die Erde. Es ist ein heißer Vormittag. Wir rollen.

Wiederholt fliegen englische Bomber Angriffe auf uns. Sie scheinen schon etwas gelernt zu haben von unseren Stukas, das Schmeißen schon, aber nicht das Treffen.

Am Nachmittag wird das harte, dumpfe Krachen schwerer Geschütze herangetragen. Solch einen rollenden Donner haben wir lange nicht gehört. Er kommt von den schweren Schiffsgeschützen der Seeforts rund um die Hafenfestung.

Wir liegen vor Cherbourg.

Hakenkreuz über Cherbourg

Wir liegen auf einer sanften Anhöhe oberhalb Cherbourgs.

400 Meter vor uns ragen die ersten Häuser der Vorstadt aus dem Grüngürtel der vielen Koppelricks empor. Menschenleer ist die Stadt. Die Bevölkerung ist uns auf dem Hermarsch in langen Flüchtlingszügen begegnet. Auf allen diesen staubgrauen, verbitterten Gesichtern lag die schweigende Frage nach dem Warum eines solchen Schicksals.

Aus den Dächern der Häuser vor uns spritzt Maschinengewehrfeuer. Unsere Flakgeschütze halten auf die Luken.

Von den Forts, die weit draußen die Zufahrt zum Hafen schützen, blitzt ununterbrochen der grelle Schein des Mündungsfeuers der schweren Küstenbatterien auf. Die Luft ist erfüllt von den Schwingungen der schweren Einschläge. Jede Deckung in diesem hügeligen Wiesengelände ausnutzend, haben sich die deutschen Schützen immer näher an die Stadt herangeschlängelt. Jetzt liegen die ersten Teile schon vor und in den Gärten und Häusern der westlichen und südlichen Vorstadt. Über sie hinweg sausen mit orgelndem Geräusch die Granaten der schweren deutschen Batterien. Schlag auf Schlag. Lage auf Lage hämmert in die Befestigungsanlagen. Aber immer neue feindliche Maschinengewehrnester machen sich bemerkbar. Aus immer neuen Richtungen spritzen den Angreifern die Feuerstöße entgegen.

In den Mittagsstunden schickt der deutsche General einen Unterhändler in die Stadt, mit der Aufforderung zur Übergabe. Sein Entschluß ist bestimmt von dem Willen, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Fallen wird Cherbourg doch, so oder so.

Wieder ist es ein Engländer, der die Übergabe ablehnt. Die Franzosen waren dafür, vor allem der Bürgermeister der Stadt. Wir hören es nachträglich.

„So werde ich das Nest zusammenschießen!“ sagt der deutsche General.

Aus drei Richtungen legen die deutschen schweren Waffen ihr konzentrisches Feuer auf Cherbourg. Eines der Forts am Südrande, auf einer der vielen Höhen vor der Stadt, wird genommen. Der deutsche General bezieht es als Gefechtsstand und leitet von hier aus das zusammengefaßte Feuer all unserer Angriffswaffen. Sturzkampfflieger werden angefordert.

Sie geben den Rest.

Sie setzen zum Angriff an. Die Luft dröhnt vom Heulen der Motoren. In jähem Sturzflug schießt eine der Maschinen nach der anderen aus der Höhe herab. Man sieht die Bomben fallen, und wenig später erzittert der ganze weite Raum des Talkessels vom berstenden Krachen der Treffer. Riesige Qualmwolken, schwarz und bedrohlich, sind aufgestiegen.

Als sie sich allmählich verziehen, ist nichts mehr vom Mündungsfeuer der feindlichen Fortgeschütze zu entdecken. Der Angriff der deutschen Flugzeuge, in mehreren Wellen vorgetragen, ist geglückt.

Unsere schwere Artillerie tut ihr übriges. Von links und rechts her kracht in ihren dumpfen Donner der scharfe Knall der Granatwerfer und Infanteriegeschütze.

In den frühen Nachmittagsstunden ist der Widerstand von Festung und Stadt gebrochen. Jetzt sind sie drüben zur Übergabe bereit.

Eine beklemmende Stille hat sich aufgetan nach diesen Stunden härtesten Kampfes. Einen Tag lang haben Stadt und Seefestung den Angriffen der deutschen Truppen getrotzt. Jetzt ist auf einmal alles vorbei. –

Im Garten der Marinekommandantur, mitten in der Stadt, steht der deutsche General. Vor ihm die Kommandeure seiner Regimenter und Abteilungen. Ein Oberst meldet. Mit knappen Worten, die Hand an der Mütze, dankt der General der Truppe für ihren soldatischen Einsatz. „Das Tempo ist schnell gewesen. Es wurde das Äußerste von Mensch und Material verlangt, aber es

mußte sein. Der Erfolg hat diese Anstrengungen gerechtfertigt. Ich danke Ihnen!“

Schweigend haben auf der anderen Seite des Gartens die französischen Offiziere der knappen Ansprache zugehört. Jetzt wendet sich der General an sie. Neben ihm steht der Dolmetscher, ein französischer Matrose, mit dem charakteristischen Büschel aus roten Wollfasern an der Mütze. „Ich habe die Übergabe von Stadt und Festung Cherbourg zur Kenntnis genommen. Sie haben damit in letzter Stunde unnötiges Blutvergießen vermieden!“

Der General hat gesprochen. Die fünf französischen Admiräle, darunter der Kommandant der Seefestung, mit den Offizieren ihrer Stäbe, legen die Hand an die Mütze. In diesem Augenblick steigt die Treppe zum Kommandanturgebäude herunter der englische Admiral. Der gleiche, der gegen die Übergabe gewesen war. Der Gentleman hat sich verspätet. Man beachtet ihn nicht. Im Kleinen wie im Großen: auch ohne England geht die Weltgeschichte weiter. Und in ihrem Buche ist soeben eine neue Seite geschrieben worden. Mit Stahl und Blut von deutschen Soldaten. –

Kurze Verhandlungen mit dem Bürgermeister der Stadt. In fünf Minuten ist alles erledigt. – –

Der deutsche General fährt durch die Stadt. Viele Häuser und Straßen zeigen die Spuren des deutschen Artilleriefeuers. Die Wagen winden sich die steilen Serpentinen hinauf zum Zentralfort. In diesem Augenblick geht auf der höchsten Bastion die Hakenkreuzflagge hoch. Rot leuchtend flattert sie im Seewind.

Der deutsche Divisionskommandeur steht an der Betonbrüstung und sieht hinab auf das langgestreckte Stadtbild Cherbourgs. Neben ihm stehen seine Regimentskommandeure. Unten, aus dem Hafen, aus den zahlreichen Kaianlagen quillt dicker schwarzer Rauch empor. Die wie Glas abgesprungenen Betonklötze der Forts zeigen die furchtbare Wirkung der deutschen Stukaangriffe.

An den Brüstungen stehen die deutschen Offiziere und Soldaten. Die Uniformen sind kaum mehr kenntlich vor Schmutz. Die Stiefel und Röcke sind zerrissen. Rauchgeschwärzt die Gesichter. Aber die Augen leuchten.

Tausende von Lastkraftwagen, Personenkraftwagen und Motorrädern stehen dicht nebeneinander und hintereinander auf den kilometerlangen Anlagen der englischen Laderampen am Hafen. Unzählbare Stücke allen möglichen Kriegsgeräts liegen dazwischen. Nichts beweist mehr die überstürzte Flucht der englischen Truppenreste als dieses wirre Durcheinander von Uniformstücken, Waffen, Lebensmittelkisten. Sogar Altargerät haben sie zurückgelassen und Hunderte von Kinderschuhen und Damenschuhen. Ganz neue Ware, fabrikneu, billig eingekauft in den ausgeplünderten Schuhläden der französischen Städte. Neben den Gebetbüchern liegen die geklauten Damenschuhe. Damit sollten sich die französischen Bundesgenossen bezahlt machen. Beg your pardon, aber es mußte sehr schnell gehen. Die Dampfer nach England haben heutzutage so oft Maschinenschaden...!

Weithin über die See geht der Blick. Von allen Forts wehen in dieser Stunde die Flaggen des Dritten Reiches. Sie flattern nach Nordosten. Dort drüben, jenseits der weiten Wasserfläche, die sich im Abendwinde kräuselt, dort drüben, dem Auge nicht mehr erkennbar, jedem dieser deutschen Soldaten aber so nahe, als ob er es mit den Händen greifen könnte, liegt England.

Irgendwo da vorn steigt aus dem Nebeldunst schemenhaft in unser Bewußtsein dieses Land, dessen Schuldzeugen jene endlosen Flüchtlingskolonnen von müden Frauen sind, von blassen Kindern, diese trostlosen meilenlangen Züge von Erschöpften, diese Hunderte und Tausende von Gräbern beiderseits der langen Straßen, diese zerstörten Städte und Dörfer. Ein Meer von Leid, tiefer und breiter als die Wasserfläche vor uns, die den Kontinent von der Insel drüben trennt.

Der Wind weht. Die deutschen Flaggen flattern. In den herben Abend tönen die Klänge einer Handharmonika. Irgendeiner der deutschen Soldaten, die hemdsärmelig auf dem zerbrochenen Gemäuer der Bastionen sitzen, hat das Lied angestimmt, das uns bislang immer begleitet hat und das auch jetzt uns allen weiter Weg und Ziel weist:

... denn wir fahren gegen Engelland...!

Pause am Atlantik

Wir marschieren.

Kompanien marschieren, unsere Kompanie.

Unser Kostüm ist die Badehose, unsere Marschstraße der lange gelbe Badestrand. Aber die weite, blaue, schaumüberspritzte Fläche der See, deren Wellen unsere braungebrannten Leiber peitschen, das ist der Atlantische Ozean.

Wie oft haben wir, in den langen Tagen und Wochen der qualvollen Wartezeit zwischen dem Polenkrieg und dem neuen Kriegsabschnitt im Westen, gewitzelt und gewettet:... „und wohin gedenkst du dieses Jahr deine Sommerreise zu unternehmen?...“ „Selbstverständlich an den Atlantik!“

Viele von denen, die so witzelten, haben selber nicht daran geglaubt. Die aber gewettet hatten, haben nun ihre Wette gewonnen. Aber man kann nicht sagen, daß wir uns völlig als Ferienmenschen fühlen. Das Ungebundene, das Losgelöstsein fehlt, schönstes Merkmal heimatlicher Urlaubswochen.

Unruhe und Spannung der stürmischen Kriegstage sind noch nicht verklungen. Die Erlebnisse langer Wochen, manches besonderen Tages, und mancher ereignisreichen Nacht schwingen in uns nach. Bilder und Geräusche huschen durch unseren Schlaf, die nicht anders sind als der Kriegslärm damals an der Maas oder bei Cambrai und Arras, an der Somme oder an der Seine, bei Cherbourg oder Brest.

Wir sind von Brest-Litowsk nach Brest gefahren. Und zwischen diesen beiden Städten liegt mehr, als es die Fahrstrecke von rund 3.000 Kilometer ausdrückt. Liegt mehr für alle, die dabei waren. Schweres und Schönes, Schmerz und Freude. Beides bleibt in uns.

Wir sind aufgebrochen und ans Ziel gekommen. Motoren wurden angelassen und abgestellt. Geschütze abgefeuert und

Gewehre zusammengesetzt. Dazwischen aber hatten immer wieder Meilen gelegen, Kämpfe und Siege.

Wir haben Hände gedrückt und Lebewohl gesagt. Mitunter war es das letzte gewesen. Und da die Mannschaft immer ein Ganzes ist und jeder ein Teil davon, so blieb auch immer ein Stück unseres Herzens mit unter der Zeltbahn, die einem Kameraden zur Decke für das letzte Lager ward. Der Blutstrom unseres Herzens wird ihn wärmen. Seine Waffen aber blieben bei uns, sie marschieren weiter mit, und damit bleibt in der Mannschaft, was von Soldaten ist und zu Soldaten gehört.

Wir sind gefahren und marschiert, und immer war es nach vorn gewesen. Nicht ein einziges Mal haben wir zurückgemußt. Wir haben das Wunder dieses Vormarsches wie einen Rausch durchlebt. Mitunter haben wir miteinander davon gesprochen, wenn es einmal ruhig gewesen war und wir in irgendeinem Bauernhause auf den Matratzen lagen, frisch gewaschen und rasiert. Dann sprachen wir vom Weltkrieg und von diesem neuen Krieg, und wir suchten nach einer Lösung, warum es damals nicht so vorwärtsgegangen war wie diesmal. Wir haben die Lösung nicht gefunden. Wir konnten uns nur an das halten, was wir sahen. Und das war immer die Kühnheit dieser Durchbrüche. Wir haben sie nur im verhältnismäßig engen Rahmen einer Division erlebt. Aber wir wissen, daß es bei all diesen deutschen Divisionen so war. Und immer fühlten wir, daß dieses Mal Köpfe von besonderem Format die großen Pläne erdachten. Wir wußten aber auch, daß hinter all diesen kühnen Plänen ein Mann stand, dem jeder dieser feldgrauen Soldaten und jeder in Deutschland sich persönlich zugehörig fühlt, den sie nicht nur in der Anrede so nennen, sondern auch im Herzen: „Mein Führer."

Von diesem ersten Soldaten flössen Ströme der Zuversicht zur Front, und im Wechsel des Vertrauens von der Front zur Heimat erlebten wir, spürbar zu jeder Stunde, das Glück der Geborgenheit in der Gemeinschaft des Volkes. Und die hatte es vor einem Vierteljahrhundert nicht gegeben.

Wir haben in den Geschichtsstunden der Schule Namen lernen müssen von Männern, die Helden waren, Helden in Reichen, die versunken sind seit 3.000 Jahren oder mehr. Manche dieser Namen sind uns noch geläufig. Wir haben aber in diesem Kriege

mit Männern zu tun gehabt, die, jeder für sich, Feldsoldaten waren, voll unvergleichlicher Kühnheit und Tapferkeit, ohne Furcht und Tadel. Sie haben Taten begangen, die den olympischen Göttern die Freudentränen in die Augen treiben würden. Sie selber aber würden nur verlegen lächeln, wollte man sie ernsthaft mit „Du Held!“ anreden. Sie waren Soldaten, und das ist viel mehr. Keiner kennt ihre Namen, ihre meist gar nicht klangvollen, sondern sehr schlichten Feld-, Wald- und Wiesennamen. Und das ist vielleicht auch gut so, sonst müßten die kommenden Schulbubengeschlechter sich das Gedächtnis allzusehr belasten. So viele waren es. Kompanien und Regimenter. Armeen von Feldsoldaten. Jeder hatte seine Aufgabe. Und daraus entstand erst der Erfolg. –

Die Wellen des Atlantik rauschen heran. Die Sonne scheint warm. Vom Strandcafe her wimmert eine Geige den Lieblingsschlager der Franzosen:...Parlez-moi d'amour...!

Das Mädchen Marianne geht am Strande entlang mit suchenden Augen. Ab und zu kommen englische Soldaten an. Sie werden von den Wellen herangespült. Sie sind unförmig, bleich und starr. Sie sind tot. Die letzten Opfer von irgendeinem bombardierten Truppentransporter.

Das Mädchen Marianne läuft und blickt umher und sucht nach dem einen. Und wie sie, so haben viele Franzosen nach den Engländern ausgesehen. Aber wie von den lebenden, so werden sie jetzt noch von den toten enttäuscht. Der eine ist nicht darunter.

Das Liebeslied der Geige ist verhallt. Die Musiker haben eine Pause gemacht.

Wir streifen die Badehose ab, und wieder ziehen wir es an, das zerschlissene, feldgraue Gewand, in dem wir oft genug durchnäßt worden sind, das uns gewärmt hat und unsere Schweißtropfen aufgesogen, das Ehrenkleid des stürmischen Jahres, die Uniform des Feldsoldaten.

Auch wir machen hier nur eine Pause.

Kampfpause.

Drüben liegt England.

Inhaltsverzeichnis

NIEDERBRUCH